[Wolfersdorff]

Am Hofe Lorenzos.

Historischer Roman

von

Karl Berkow.

[illegible] für Elise Freiin von Wolfersdorff in Bayreuth.

Erster Band.

Berlin 1891.

Verlag von Otto Janke.

Erstes Kapitel.

Also keine Hoffnung für den armen Federigo, Kleine? Wie Du mich enttäuschest! Er kommt in wenigen Tagen von seiner großen Reise zurück, die ihn durch Frankreich und Spanien führte. Gern hätte ich ihn mit der Nachricht empfangen, daß hier in unserer Arnostadt zwei sammetschwarze Augen bereits nach ihm ausschauen, sich seiner Heimkehr freuen!"

„Und in ihm, wenn es nach dem Wunsche seiner fürsorglichen Schwägerin ginge, den zukünftigen Verlobten zu erblicken nicht abgeneigt wären," lachte das junge Mädchen, dem die Worte galten. „O sei gut, Giannina! Weißt Du doch, wie ich Dich liebe, Deinen reichen Gaben, Deines Herzens Güte stets Vertrauen schenken werde, ja, auch, daß ich Dir

meines Lebens Glück nur zu gern und willig danken würde, — doch schon jetzt einer Heirat gedenken, die mich fest und unauflöslich an einen Mann bände, — nein, Du Liebe, dies vermag ich nicht."

Sie saßen eng aneinandergeschmiegt in dem tiefen Erker eines mit verschwenderischer Pracht ausgestatteten Zimmers, dessen Fenster sich gegen den bläulichen Höhenzug der Apenninen öffneten; unter ihnen zog das silberglänzende Band des Flusses dahin; Giannina streichelte der jungen Freundin dunkles Haar, während sie, wie ungewiß, auf sie niederschaute.

„Weshalb ist Dir der Gedanke des Heiratens so verhaßt, Valeria?" fragte sie. „Es ist das Los des Weibes so, sich endlich zu binden, sich ihm zu unterwerfen, den sie sich als Herrn erkoren. Dein Vater wird es kaum wünschen, daß Du immer unvermählt bleibest und auch Dein Reichtum mag Dir schnell eine große Anzahl von Freiern zuführen."

„Mein Vater wird mir Zeit lassen," entgegnete Valeria, „er wird von mir, seiner einzigen Tochter, sich nicht allzufrüh trennen wollen. Und, Giannina,

wenn ich selbst wählen sollte, so müßte es ein Mann sein, den ich lieb hätte, o, so von Herzen lieb, daß Anderes außer ihm für mich in dieser Welt nicht mehr Raum besäße und dann würde ich mich auch willig unterwerfen, gern meine Freiheit opfern."

„Aber wäre es Dir nicht denkbar, daß Du Federigo liebgewönnest, wie Du es in Deinem kleinen Herzen träumst? Er hat vor Jahren freundlich Deine Kinderspiele geteilt, so oft Du es wolltest, er ist Dir wohlbekannt, aus einem dem Euren nahe befreundeten Hause und er wird Deinem Vater als Sohn sicherlich willkommen sein."

Valeria schüttelte ihr schönes Köpfchen. „Als ich zuletzt ihn sah, war ich ein Kind, das kaum elf Sommer zählte und er ein Jüngling von noch nicht achtzehn Jahren; in einer so langen Zeit, wie darüber verflossen, mag er ein völlig Anderer geworden sein, so wie auch ich mich geändert habe."

Giannina küßte zärtlich ihre Stirn. „Du bist ein holdselig Geschöpf geworden, Liebling, und eines Kampfes wert, Dich zu gewinnen. Doch auch Federigo, den ich seit sechs Jahren nicht gesehen, wird der Zu-

neigung nicht unwürdig geworden sein, die man ihm damals schon von allen Seiten schenkte. Die Briefe, die er uns in regelmäßigen Zwischenräumen sendet, atmen bei aller Jugendfrische einen männlich gereiften Geist, ein ernstes Wollen, in der Welt draußen und an den Höfen, die er besucht, nicht nur Genuß und Zerstreuung, sondern auch Belehrung und Erkenntnis zu finden."

„Er ging wohl bald nach Deiner Vermählung von Florenz hinweg?"

„Nein, meine Kleine; wir hatten ihn noch drei Jahre in unserem Hause; vergissest Du, daß ich neun Jahre schon Marchese Ippolitos Gattin, ja, eigentlich schon eine alte Frau bin, ganz dazu geschaffen, ein junges, mutterloses Kind, wie Du, mit sorgender Liebe zu überwachen?"

Das silberne Lachen Valerias und eine Flut von stürmischen Zärtlichkeiten antworteten ihrer Rede; das königliche Weib vor ihr mit dem goldschimmernden, üppigen Haar, den meerestiefen Augen, dem herrlichen Ebenmaß der Formen kam der Schutzbefohlenen gar wenig mütterlich vor.

„Es ist so schade, Giannina, daß Du keine Kinder hast,“ sagte sie plötzlich.

Eine Wolke glitt über die weiße Stirn der Marchesa.

„Gott hat es nicht gewollt, daß mir ein solches Glück geschenkt werde,“ erwiderte sie ernst, „ so teile ich meine Liebe zwischen denjenigen, welche er mir auf meinem Lebenswege nahe stellte, damit sie mir teuer würden, wie eigene Kinder.“

„Zu diesen gehöre ich und Federigo?“

„Ja, meine Valerina; weil ich Euch Beide so innig lieb habe, möchte ich auch, daß sich Eure Herzen fänden, denn ich bin gewiß, Ihr würdet glücklich miteinander sein.“

„Wie gut Du bist! Aber siehe, Giannina, ich habe es mir stets so schön gedacht, wenn er, dessen eigen ich werden sollte, nicht so reich wäre, wie Deines Gatten Bruder es wohl ist; ich würde froh und beseligt sein, wenn ich mit meinem Reichtum ihn überschütten dürfte, den ich liebte, ihm zu Füßen legen, was ich besitze, ihm sagen: es ist geringe, was ich Dir gebe, wenn Du — wenn Du mich liebst.“

Ihre Wangen hatten sich gerötet, ihre Augen irrten suchend in das Weite, als sei es kein Phantasiegebilde mehr, zu dem sie spräche, als seien jene Worte bereits an eine Person gerichtet, die ihr bekannte Züge trug. Giannina blickte sie betroffen an.

„Närrchen Du! Dann würde Federigo allerdings Dein Erwählter nicht werden können, denn er wird einst auch unseres kinderlosen Hauses Erbe sein."

Valeria wandte sich rasch zu ihr; der beobachtende Blick der Freundin war ihr nicht entgangen.

„Wie geht es zu, daß ein so großer Altersunterschied zwischen dem Marchese und seinem Bruder besteht? Dein Gemahl hat doch schon das vierzigste Jahr erreicht."

„Federigo war der jüngste Sohn seiner Eltern, ein spätgeborenes Kind, das seiner Mutter das Leben kostete. Eine Anzahl der Geschwister zwischen den beiden Brüdern ist frühzeitig gestorben, und auch Federigos Gesundheit flößte meinem Gemahl oftmals Besorgnisse ein. Er behielt ihn deshalb unter seiner Obhut, als wir uns verheirateten und wir sind gewohnt, seither als unsern Sohn ihn zu betrachten."

„Ich erinnere mich, daß er Dir zuweilen bei den Festlichkeiten Pagendienste leistete," bemerkte Valeria. „Wie schön Ihr Beide dann aussahet! Ich durfte einmal von dem Fenster aus zuschauen, als auf dem Platze vor dem Palaste ein Turnier stattfand. Du trugst ein Kleid von blauem Sammet, mit Perlen gestickt, er hielt Deine Schleppe und stand dann später hinter Deinem Sessel. O, damals schon habe ich in meinem kindischen Herzen begonnen, Dich anzubeten."

„Süßes Liebchen! So übertrage einen Teil Deiner Anbetung denn auf meinen jugendlichen Pagen jener Tage, der vielleicht in den verflossenen sechs Jahren schöner geworden, als damals."

Valeria sprang mit der ihr eigenen Lebendigkeit empor und warf ihr reiches Lockenhaar zurück.

„Ich muß mit eigenen Augen mich zuvor überzeugen, ob er nicht garstiger geworden, als Du meinst," scherzte sie, „bis dahin gedulde Dich, Gebieterin und lasse mir die Freiheit, die ich nach meinem Vater und nach Dir am meisten liebe."

„Die Freiheit wirklich nur, Kleine? Sonst

Niemand, Niemand, der Federigo zuvorgekommen?" —

„O, wie kannst Du denken?" wehrte Valeria energisch ab. „Doch sieh, es dunkelt bereits; meine Sänfte wartet sicherlich schon, mich abzuholen."

Sie hatte ersichtlich Eile, das Gespräch zu enden; Gianninas Augen ruhten schon wieder gar zu forschend auf ihr; nein, nein, die Freundin durfte es noch nicht entdecken, was ihr junges Herz seit so geringer Zeit mit ahnungsvoller Seligkeit und Bangen erfüllte.

„Kommt Deine Duenna, Signora Lorenza heute nicht?" fragte Giannina, das junge Mädchen in ihren Schleier hüllend.

„Die arme Lorenza ist krank," antwortete Valeria, „doch bin ich ja unter der Diener Schutze und was sollte mir auch auf dem kurzen Wege widerfahren?"

Die Marchesa geleitete den lieben Gast selbst bis zu der Vorhalle des Hauses, um sich dort mit abermaligem zärtlichem Kusse von ihr zu verabschieden; dann schritten die Träger mit der Sänfte davon.

Die Straßen von Florenz waren unerleuchtet,

die Fackel des voraneilenden Läufers bezeichnete den Weg, welchen die Diener Jacopo Pazzis zu nehmen hatten; nur an den Palästen der einzelnen Großen waren hängende Lampen angebracht, oder Pfannen mit flüssigem Pech, dessen flackernder Schein auf die Gegenstände ringsumher ein rötlich unsicheres Licht warf. Valeria hatte unbeweglich in den Kissen ihrer Sänfte gelegen; erst, als sie in die Nähe ihres väterlichen Hauses kam, richtete sie sich rasch empor und, die seidenen Vorhänge des Fensters neben ihr zurückschiebend, spähte sie eifrig in dem Dämmerscheine des Abends umher, als müßte sie etwas Bestimmtes, sicher Erwartetes entdecken.

Das Haus war erreicht; noch waren die Pforten nicht geschlossen, welche in die hochgewölbte Halle führten; die Träger setzten ihre Last auf den Boden, ein Diener eilte herbei, die Thür der Sänfte zu öffnen, doch ehe er sein Vorhaben auszuführen vermochte, war eine andere Hand ihm schnell zuvorgekommen; die Augen Valerias sanken in die dunkelbrennenden, leidenschaftlichen eines Mannes, der hinter einer der Säulen des Einganges ihrer Ankunft

gewartet und ihr jetzt beim Verlassen der Sänfte behülflich war.

Die kleine unbekleidete Hand des Mädchens fühlte das Vibriren der schlanken und doch nervigen Hand, welche die ihre für eine Sekunde hielt; langsam zog sie sie aus der seinen, die widerstrebend sie freigab.

„Dank Euch, Signore,“ hauchte sie, kaum verständlich, das erglühende Angesicht von ihm wendend; sie vermochte den Blick nicht mehr zu ertragen, der auf ihr haftete, — den bethörenden, sinneverwirrenden und doch tief trauervollen.

Er trat schweigend zurück; er wußte, daß er nicht mit ihr sprechen, ihr nicht folgen dürfe, weil er das Recht noch nicht besaß, zu den Freunden des hochangesehenen Geschlechtes gezählt zu werden, welchem sie entstammte. Er war ein Fremdling noch in dieser Welt des Glanzes, der den Hof des kunstsinnigen Mediceers bildete, er hatte ein solcher bleiben wollen für immer und allezeit, bis ihm in der Gestalt des lieblichen Mädchens die Versuchung nahte, aus seiner Einsamkeit herauszutreten in den Kreis, der sie umgab.

Jetzt schritt er in dem Dunkel der Straße auf und nieder, zu den Fenstern emporspähend, die in dem weiten Gebäude erleuchtet waren, bis endlich sein Auge fest und fester auf das eine sich richtete, hinter welchem eine zarte, elfengleiche Erscheinung sich zeigte, deren Umrisse sich deutlich gegen den hellen Hintergrund des Gemaches abhoben. Und jetzt auch bewegte sich der Flügel des Fensters droben, von unruhiger Hand emporgeschoben, ein kleiner runder Gegenstand flatterte heraus, um in dem Scheine der Pechpfanne zu Boden zu gelangen.

Der harrende Mann auf der Straße stürzte eilig herzu ihn aufzuheben; es war eine weiße, halberblühte Rose, die das Haar des Edelfräuleins kurz zuvor geschmückt; seine Lippen preßten sich darauf, heiß und verlangend, — dann einen letzten Blick emporwerfend, trat er in den Schatten der Häuser zurück, um durch die enggewundenen Seitengassen sich raschen Schrittes zu entfernen.

In das Zimmer ihrer jungen Herrin war inzwischen die Duenna getreten.

„Was stehst Du am offenen Fenster in der

feuchten Abendluft, Kind?“ redete sie mißbilligend sie an. „Sofort komm herein; Du willst wohl mit Gewalt das Fieber bekommen, das in dieser Jahreszeit herrscht?“

Valeria ließ gehorsam das Fenster herab.

„Sei nicht bange, Lorenza,“ sagte sie lächelnd, „ich bin gesund und fürchte den Nachttau nicht. Die Rose in meinem Haar belästigte mich; ich warf sie hinaus.“

„Nun, die hätte ich Dir abnehmen können,“ erwiderte die Duenna bedächtig, „es ist nur gut, daß es jetzt dunkel ist. Vor wenigen Tagen, als Du Orangenblüten hinab warfest, war es mir doch genau so, als hätte gleich darauf sie Jemand aufgenommen. Ein junges Fräulein muß in solchen Dingen gar vorsichtig sein; es könnte ein Vorübergehender sonst meinen, Du habest ihm die Blumen zugeworfen.“

Das Lachen Valerias klang nicht völlig natürlich, als sie entgegnete: „Lorenza, wer sollte solches von der Tochter Jacopo Pazzis denken? Geh, Dein böses Zahnweh macht Dich mißtrauisch, doch morgen wird es besser mit Dir und Du in fröhlicherer Stimmung sein.“

Sie umfaßte schmeichelnd die Schultern der Hüterin, sie mit sanfter Gewalt aus dem Zimmer zu führen; o, wenn die getreue Alte wüßte, daß jene Blumen niemals zufällig, stets mit Absicht auf die Straße geschleudert wurden, damit ein Anderer sie dort fände, sie an sich nähme, um sie an seiner Brust verwelken zu lassen. Und jener Andere, — ach, was wußte sie selbst von ihm, um ihn einer Gunstbezeugung würdig zu halten, die jeden Einzigen der jungen Edelleute und Ritter am Hofe Pieros de Medici mit Entzücken erfüllt haben würde?

Wie seltsam und wie eigen war es doch gekommen, daß sie sich stets begegnen mußten, wenn Valeria Pazzi in der Begleitung ihrer Duenna durch die Straßen ihrer Heimatstadt schritt, bis sie es endlich fühlte, es sei kein bloßes Ungefähr, das den fremden dunkeläugigen Mann bei jedem Anlaß ihr entgegenführte.

Dort in der Kirche Santa Croce war es gewesen, als sie, von ihrem Gebetbuche einst aufschauend, ihn neben einem Seitenaltare unfern ihres Platzes stehen sah; er betete nicht, das vermochte sie deutlich

zu unterscheiden, er blickte voll Bewunderung auf sie nieder, traumversunken, wie gebannt, und sie hatte sich, bis in das innerste Herz erschrocken, von Neuem über ihr Büchlein gebeugt. Doch ihre Andacht war dahin, als sie nach wenigen Minuten vorsichtig aufschauend, jenen brennenden Blick noch immer auf sich gerichtet sah; vergebens suchte sie ihre Gedanken auf ihr Gebet zu lenken und fast war es ihr eine Erleichterung gewesen, als ihre Hüterin leise ihren Arm berührte, sie an die Heimkehr zu mahnen.

Ohne noch einmal das Haupt zurückzuwenden, war Valeria zu dem Ausgange der Kirche geschritten, doch all ihr Blut schien zu den Wangen emporzusteigen, als sie auch dort den Unbekannten entdeckte, der offenbar sie erwartet, ihr und ihrer Begleiterin das Weihwasser zu bieten. Lorenza achtete seiner nicht; gleichmütig nahm sie von den Fingern, die sich ihr entgegenstreckten, die gebotene Gabe hin; Valeria wollte ihrem Beispiele folgen, so beherrscht, als es ihr möglich war, — der Blick jedoch aus jenen dunklen Männeraugen, o, wenn er nicht gewesen wäre, — ihre zitternde Hand wagte es nicht die seine zu be-

rühren, angstvoll den Arm ihrer Begleiterin ergreifend, eilte sie davon, den Ausdruck schmerzlichen Staunens nicht länger gewahren zu müssen, der sich in seinem Antlitz zeigte.

Er war am folgenden Tage zur Stunde ihres Kirchganges an der gleichen Stelle, unverwandt sie anschauend, wenn sie zufällig den Kopf erhob; sie hatte sich vorgenommen, seinem Blicke nicht abermals zu begegnen, der sie so tief beängstigte und verwirrte, doch jener Bann war mächtiger, als ihr Wille gewesen, — ihre Augen hatten sich getroffen wieder und wieder, — die stumme und doch so beredte Sprache der seinen hatte einen Nachhall in ihrem Innern gefunden.

Wer er nur war, der rätselhafte Fremdling, der diesen erschreckenden Zauber zu üben wußte? Sie sah ihn nun auch zuweilen in den Straßen oder in der Nähe ihres väterlichen Palastes, aber niemals in Begleitung eines der ihr bekannten Edelleute, stets allein, und wie schlicht und dunkel er im Gegensatze zu den Anderen gekleidet war. Sollte er von niederer Herkunft sein, unfähig sich in die Kreise der

ihr Ebenbürtigen zu wagen? Aber das war ja nicht möglich!

Wie stolz war seine Haltung, trotz des einfachen Gewandes, wie gebieterisch zuweilen jede seiner Geberden, wie edel erschienen ihr die Züge, die sie jetzt ebenfalls schon genauer zu betrachten sich gestattete. Nein, nein, er war ein Mann von gleichem Range, wie ihre eigenen Standesgenossen, er mochte einen Grund haben sich zurückzuhalten, der ihm nicht zur Unehre gereichte.

Und dann belustigte es sie insgeheim, wie geschickt er jede Begegnung herbeizuführen wußte, ohne der Duenna auffällig zu werden, deren Augen zum Glücke auch nicht mehr sehr weit zu sehen vermochten. Bei einem solchen Zusammentreffen war es eines Tages geschehen, daß Valeria eine der Blumen verlor, die sie am Mieder trug. Wie schnell er sie doch emporgerafft, wie leuchtete sein Blick, als er verstohlen sie an seine Lippen drückte, wie war für einen einzigen flüchtigen Moment die tiefe Schwermut aus seinem Angesicht verschwunden, die sonst immer daraus sprach.

Valeria war sich klar bewußt, daß sie ihm ein

Zeichen hoher Schätzung gebe, wenn sich jemals dieses Spiel des Zufalls, wie sie es nannte, wiederhole; zwei, drei Tage vermied sie es sogar, den gewohnten Schmuck frischer Blüten an ihrem Kleide anzubringen, doch dann endlich griff sie wieder zu den Rosen, die sie vor Allem liebte, nachlässiger Hand eine derselben in ihr schwarzes Haar zu stecken. Daß sie die Blume abermals verlor, gerade, als sie dem Unbekannten begegnete, es war gewiß nicht ihre Schuld oder war es die wortlose, heiße Bitte in seinen Augen, die sie gezwungen, ihm die Blüte zu opfern, deren Besitz ihn so ersichtlich beglückte?

Heute Abend zum ersten Male hatte er es gewagt, mit einem Gruße, mit einer Dienstleistung sich ihr zu nähern, die Untergebenen ihres Vaters hatten, durch sein gebieterisches Wesen eingeschüchtert, ihm nicht gewehrt und sie — ihr Herz pochte schneller bei der Erinnerung daran — sie hatte mit einem Gefühle schauernden Entzückens ihre Hand in die seine geschmiegt, von Neuem ihm damit den Beweis gebend, daß seine Huldigung von ihr angenommen sei.

Der nächste Morgen führte sie in hergebrachter Weise nach der Kirche Santa Croce, doch diesmal war es nicht Lorenza, die sie begleitete. Die gute Alte litt noch immer an ihrer Erkältung, die sie sich bei einer Fahrt auf dem Arno unlängst zugezogen und hatte das Amt der Hüterin einer jüngeren Dienerin übertragen. Valeria war dies fast erwünscht, obgleich sie dennoch etwas zaghaft an die Ausführung ihres kleinen Planes ging. Als sie an dem Portale der Kirche angekommen, rief sie die Dienerin zu sich.

„Sagtest Du nicht, Maddalena," redete sie in möglichst unbefangenem Tone sie an, „daß Deine Eltern hier ganz in der Nähe wohnten?"

„Ja, Herrin, so ist es, dort drüben in dem kleinen Hause," antwortete die Gefragte bescheiden.

„Nun, so könntest Du hinüber gehen, ihnen einen Gruß zu bieten, während ich die heilige Messe höre," fuhr Valeria fort, „ich weiß, daß Lorenza Dir nur selten Erlaubnis giebt. Du brauchst ja dessen zu Hause nicht zu erwähnen, daß ich so eigenmächtig verfuhr."

Sie wandte sich rasch ab, in dem beschämenden

Gefühle, den Dank der erfreuten Maddalena eigentlich nicht zu verdienen und trat in die von einem sanften Dämmerlichte erfüllte Kirche, um, ohne aufzublicken, ihren Platz zu erreichen. Nur wenige Beter waren heute dort versammelt, Valeria zog ihren Schleier dichter um sich, als sie die Reihen derselben durchschritt; war es ihr doch, als müßte jeder Einzige es ihr ansehen, daß es nicht Andacht allein, die sie an diese Stätte trieb. Wenn es der Vater, wenn es die Duenna wüßte, — o, sie hätte Maddalena nicht fortschicken, sie hätte selbst umkehren sollen. Aber zur Umkehr war es bereits zu spät; er, dessen sie seit Kurzem so viel gedachte, stand vor ihr, die jetzt, an allen Gliedern zitternd, sich hinter einer der großen Säulen zu verbergen trachtete. Er war so kühn, den Saum ihres Mantels an seine Lippen zu pressen.

„Ihr seid allein hier," flüsterte er, „welch ein Glück, Euch endlich einmal sprechen zu dürfen!"

„Meine Hüterin ist krank," stammelte sie befangen, „doch eine andere Dienerin wartet draußen meiner."

„O, das ist grausam von Euch, denn es verhindert mich, Euch unter meinem Schutze nach Hause zu geleiten.“

„Ihr könnet dies nicht wagen, denn ich darf einem Unbekannten derartiges nicht gestatten; es ist gegen die Sitte unseres Landes.“

„Werde ich Euch stets ein Unbekannter bleiben müssen?“ fragte er traurig.

„Suchet meines Vaters Gunst und Gastfreundschaft und Ihr werdet es nicht länger für mich sein.“

„Noch besitze ich Niemand hier am Orte, der mich in Euer Haus einzuführen vermöchte; ich würde mir Mühe geben, könnte ich voraussetzen, daß mein Kommen Euch Freude bereitete.“

„O, unaussprechliche Freude,“ stieß sie halb wider ihren Willen hervor, um sogleich darauf vor dem Ausdrucke leidenschaftlichen Entzückens zurückzuweichen, das aus seinen Augen ihr entgegenstrahlte.

„Weshalb besitzet Ihr keine Freunde hier? Weshalb seid Ihr stets einsam?“ fügte sie hinzu, als er noch immer in sprachloser Wonne auf sie niederschaute.

„Ich bin mit der Welt, mit mir zerfallen," antwortete er. „Unglückliche haben wenig Freunde."

Sie hätte gern gefragt, weshalb er unglücklich sei, die Stimme des Priesters vom Altare her, der die Messe las, erinnerte sie daran, wo sie sich befänden.

Auch er mußte dessen gedenken; mit ehrerbietigem Gruße trat er zurück, ihr Raum zu geben, den Betschemel zu erreichen, auf welchem sie niederkniete, das heiße Antlitz auf ihr Buch geneigt, während ihre Gedanken die Worte nicht zu fassen vermochten, welche sie mechanisch vor sich hinsprach. Sie gewann es über sich, während des folgenden Teiles der Messe nicht mehr nach ihm umzuschauen, im Stillen hoffend, daß es ihm gelinge, bei dem Verlassen der Kirche sie noch einmal anzureden.

Die leise Nennung ihres Namens ließ sie erschreckt zusammen zucken; sie gewahrte ihre Freundin die Marchesa Giannina, die, gleich ihr, die Frühmesse besucht hatte. Zum ersten Male vielleicht, seit sie sich kannten, war Valeria das Erscheinen derselben nicht so willkommen, als sonst, doch sie

sah ein, daß sie ihre Enttäuschung, ihr Unbehagen überwinden müsse, so lange es anging, daß sie nicht anders könne, als in ihrer Begleitung den Heimweg anzutreten.

Die Marchesa schien zu Valerias Erleichterung völlig frei jedes Verdachtes zu sein; heiter plauderte sie, auf der Straße angelangt, mit dem jungen Mädchen weiter, es scheinbar nicht beachtend, daß dieselbe ihr gezwungene und mitunter verwirrte Antworten gab. Unweit der Kirche stand der Fremde, auf ihr Kommen harrend, und sie durfte ihn nicht einmal anblicken, ohne sich zu verraten, weil sie ja doch bereits wieder fühlte, daß das Blut verräterisch in ihre Wangen stieg, sobald er sich ihr näherte. Scheu und zaghaft nur versuchte sie unter den gesenkten Lidern hervor nach ihm zu schauen, doch zu ihrem Erstaunen grüßte er plötzlich tief und ehrfurchtsvoll die Marchesa und Giannina erwiderte, wie etwas Erwartetes, unbefangen seinen Gruß.

Valeria vermochte nicht länger an sich zu halten, hätte es ihr auch die Wahrung ihres Geheimnisses gekostet.

„Wen grüßest Du, Giannina?“ fragte sie, mit Mühe das Beben ihrer Stimme unterdrückend.

„Einen neapolitanischen Edelmann, der seit Kurzem in Florenz weilt, den Grafen Sagramora,“ antwortete die Marchesa gleichmütig.

„Du sprachest noch nie von einem solchen; woher kennst Du ihn?“

„Neugierig Kind! Er ward mit einem Empfehlungsschreiben des Kardinal Ruvelli an meinen Gemahl gesandt und dieser empfing ihn in unserem Garten, wo zufällig ich anwesend war.“

„Ich sah ihn einige Male schon bei unsern Ausgängen,“ fuhr Valeria fort, von dem Verlangen getrieben, mehr noch über den Fremdling zu hören, „er scheint von Niemandem der jungen Ritter hier gekannt, denn er zeigt sich stets allein und wie düster er oftmals dreinschaut!“

„Nimmst Du so großen Anteil an einem Unbekannten, um dies schon beobachtet zu haben?“ lächelte Giannina. „Er mag wohl Ursache haben, ernst zu blicken. Mein Gemahl wollte mir nichts über seine Verhältnisse verraten, doch durfte ich an-

nehmen, daß seine Familie arm oder arg verschuldet sei, daher wird vielleicht seine Sorge und sein Trübsinn stammen. Der Marchese will ihn in einigen angesehenen Häusern hier einführen und ihm auch Gelegenheit geben, sich an dem Turniere zu beteiligen, das Lorenzo de Medici zur Feier seiner Verlobung zu geben gedenkt. — Nun, weshalb schaust Du mich so ganz verklärt vor Freude an? Ich muß fürchten, der Neapolitaner habe es Dir angethan."

„Nicht er," sagte Valeria, atemlos in dem Bestreben sich zu fassen, „bei diesem Feste darf ja auch ich zum ersten Male, denke nur, unter den Geladenen erscheinen. Begreifst Du nicht, daß ich darüber glücklich bin? Und Du hast noch vor Kurzem dem Vater versprochen, daß Du mir den Anzug auswählen, mich unter Deinem Schutze zu dem Turniere geleiten wolltest."

„Gewiß that ich das, Kleine, und freue mich des lieben, holden Schützlings. — Aber hier sind wir an Eurem Hause; ich werde mit Dir hinaufgehen, Donna Lorenza einige Anweisungen über das Festkleid zu geben, welches Du bei dem Turniere tragen sollst."

Zweites Kapitel.

Das Haus der Mediceer, dessen Geschichte mit derjenigen von Florenz so unauflöslich verbunden erscheint, vermochte in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts noch auf keine lange Vergangenheit zurückzublicken. Die Vertreter desselben gehörten nicht zu den altangesessenen Geschlechtern der Arnostadt, wie in Mailand die Viscontis, in Ferrara die Estes, in Rimini die Malatestas, in Faenza die Manfredis und Andere, — sie waren aus dem Mugello, jenem nördlich von Florenz gelegenen Hügellande, gegen Ende des zwölften Jahrhunderts eingewandert und hatten in geachteter, bürgerlicher Stellung das Gewerbe der Wollenweberei betrieben, das ihnen einen nicht unbedeutenden Gewinnst brachte. Günstige Geldgeschäfte, welche sie in Kriegs- und Friedens-

zeiten zu machen wußten, mehrten den Reichtum des Hauses, der von ihrem jeweiligen Oberhaupte in geschickter Weise verwendet wurde, sich die Zuneigung des Volkes zu erwerben.

Der erste der Mediceer, welcher dazu auserſehen, einen entscheidenden Einfluß auf die Verhältnisse des Staates zu üben, war Giovanni Averardo, genannt di Bicci, im Jahre 1421 zum Amte des Gonfaloniere gewählt, welches er mit ebensoviel Klugheit, als Umsicht und Mäßigung verwaltete.

Schon ein Jahr später wurde er vom Papste Martin V. zum Grafen von Monteverde erhoben. Es war die erste Staffel, welche die Medicis zu jener Höhe zurücklegten, die ihnen einen der glänzendsten Plätze in der Geschichte ihres Vaterlandes sicherte.

Der Aufschwung, den in rascher Folge Florenz genommen, kam ihnen dabei nicht wenig zu Hülfe. Man durfte nicht mit Unrecht die Hauptstadt Toscanas zu jener Zeit die vornehmste der Städte Italiens nennen. Wie viele Stürme, wie viele Kämpfe über die herrlich gelegene Stadt im Arnothale dahingebraust, wie viel sie an Zerstörung unter

Radagais Schaaren ebensowohl, wie unter den Kriegszügen der Gothen und der Longobarden erlitten, — immer wieder waren die Kraft und der Mut ihrer Bürger groß genug gewesen, sich über jede Niederlage von Neuem zu erheben und unermüdet an dem Werke weiter zu bauen, das im fünfzehnten und sechszehnten Jahrhundert erst seine Krönung erhalten sollte, in dem unsterblichen Ruhme, der noch heute, einem farbenschimmernden Gewande gleich, diese Königin der Städte umgiebt. Piero de Medici traf bereits ein in Künsten und Wissenschaften, in Handel und Gewerbe aufblühendes Reich, als er im Jahre 1464 an die Spitze der Republik trat. Er durfte in jenem Florenz herrschen, in welchem Dante seinen göttlichen Traum geträumt, Boccaccio sich zum Meister der Erzählungskunst erhoben, in welchem griechische Gelehrte und Denker altklassische Weisheit kündeten und Marsiglio Ficino Platos Werke der Allgemeinheit zugänglich machte, indem er als Erster sie in die Sprache seines Landes übersetzte.

Des großen Philosophen Lehren, mit Begeisterung aufgenommen, schienen seinen Anhängern eine neue

Welt zu öffnen, der Kultus des Antiken begann sich aller strebenden Geister zu bemächtigen, ja, selbst das Christentum versuchte man auf die erhabenen Lehren des ersten Weisen hellenischen Altertums zu begründen.

Und wie die Wissenschaft sich frei machte von den starren Formen eines sich überlebenden Byzantinismus, so erging es auch den bildenden Künsten.

Schon Cimabues Madonnengestalten kündeten mit ihren wärmeren Farbentönen, ihrem beseelteren Ausdrucke jenes individuelle Sein, das den Bann versteinerter Traditionen von sich zu schütteln suchte und während der große Dominikaner Fra Giovanni Angelico da Fiesole all seines Glaubens tiefste Innigkeit, all seines Gemütes ungetrübte Reine in seinen herrlichen Schöpfungen niederlegte, strebte der jugendliche Masaccio und seine Schüler nach voller menschlicher Naturwahrheit, nach der Verkörperung heiterster Lebensfreude, die besonders des begabten Lippis Bilder vor Andern kennzeichnete.

Die Architektur feierte ihre Triumphe in verschwenderischen Kirchen- und weltlichen Bauten; der gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts begonnene

Palazzo der Signoria, das Wahrzeichen des macht-vollen Bürgertumes, der Palazzo del Podesta gehörten noch der Epoche der Gothik an, doch diese letztere mußte bereits in der Loggia dei Lanzi dem antiken Vorbilde weichen, welches in Zukunft fortan die bildende Kunst beherrschen sollte. Die Paläste der Großen, die jetzt erstehenden Kirchen, sie alle konnten sich dem Einflusse einer neuhereinbrechenden Zeit nicht entziehen, welcher Brunelleschi in der Vollendung des Domes mit kühnem Mute die entscheidendste Wendung gab. Der wachsende Reichtum der Stadt, wie der Hochsinn ihrer Bewohner ermöglichten es überdies den Künstlern ihre besten Kräfte, wie ihr vollstes Können ihrer Heimat zu weihen und es war ein nicht geringer Beweis ihres politischen Scharfblickes, daß die Medicis zu Gunsten der Verschönerung von Florenz willig einen Teil ihrer Schätze opferten, während sie für sich selbst mit einem, für ihre Verhältnisse bescheidenen Aufwande fürlieb nahmen.

Cosimo I. hatte in weiser Berechnung bei der Gründung eines neuen Hauses dem einfacheren Plane Michelozzos vor dem prunkvollen Entwurfe

Brunelleschis den Vorzug gegeben, als die Notwendigkeit es ihm endlich gebot, seine hervorragende Stellung in dem Staatswesen auch nach außen hin würdig zu repräsentiren; in dem, in der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts aufgeführten Palaste beschloß er sein ereignisreiches Leben, seinen Ruhm, wie die Last seiner Sorgen und eine keineswegs gesicherte Machtfülle seinem kränklichen Sohne Piero und seinen Enkeln Lorenzo und Giuliano hinterlassend.

Von den beiden Söhnen Pieros, die ihm aus seiner Ehe mit Lucrezia Tornabuoni entsprossen, war Giuliano der durch äußere Gaben Glänzendere, während die Schärfe des Verstandes, der weitaussehende Blick, welche vereint, alle Verhältnisse des Lebens zu Gunsten ihres Eigners zu wenden wissen, Lorenzo zu Teil geworden. Schon in seiner frühen Jugend machte sich bei ihm eine eiserne Zähigkeit geltend, mit welcher er die erstrebten Ziele zu erreichen suchte, eine hervorragende Achtsamkeit zufällig auftauchende Klippen zu vermeiden, zugleich mit der für sein Alter ungewöhnlichen Ueberwindung, die eigenen Wünsche der überlegenden Klugheit unterzuordnen.

Es war zur Frühlingszeit des Jahres 1468. In seinem hochlehnigen Sessel, durch seidene Decken gegen das Hereinwehen der kühlen Abendluft geschützt, saß der gichtkranke Piero de Medici, einen offenen Brief in der Hand, den er kurz zuvor aufmerksam durchlesen, als sein Sohn Lorenzo in das Gemach trat.

Der Jüngling näherte sich mit ehrerbietigem Gruße seinem Vater und blieb dann in geringer Entfernung vor dem Sessel desselben stehen, der Mitteilung gewärtig, die Jener ihm zu machen haben werde.

„Ich ließ Dich zu mir rufen, Lorenzo," begann Piero nach kurzem Zögern, „um Dich von dem Inhalte eines Briefes in Kenntniß zu setzen, den heute ein besonderer Bote Deiner lieben Mutter mir von Rom gebracht. Dir ist es erinnerlich, welches die Beweggründe waren, die Madonna Lucrezia in Deines Oheims Haus geführt."

Ueber die ernsten Züge des neunzehnjährigen Jünglings flog eine leise Röte.

„Ich erinnere mich dessen," sagte er halblaut.

Dem Vater schien die kühle Antwort zu mißfallen. „Deine Mutter und ich," fuhr er mit erhöhter Stimme fort, „sind der Ansicht, daß es an der Zeit für Dich sei, eine Deiner selbst und unseres ganzen Hauses würdige und vorteilhafte Ehe zu schließen. Madonna Lucrezia hat deshalb die beschwerliche und gefahrvolle Reise unternommen, die Braut für Dich zu werben, welche nach Deines Oheims Ansicht die passendste unter den Jungfrauen Roms sein könnte. Es ist Clarice Orsini, Herrn Jacopos von Monterotondo Tochter, ein Mädchen von großer Schönheit des Körpers und ausgezeichnet durch alle Tugenden, die ein Weib zu schmücken vermögen. Bist Du damit einverstanden, die von Deinen Eltern Erwählte zu Deiner Gattin zu haben?"

„Ihr habt es so befohlen, mein Vater, und ich werde Euch und meiner Mutter Gehorsam leisten, wie es die Pflicht des Sohnes ist," erwiderte Lorenzo unbeweglich wie zuvor.

„Du hast die Jungfrau einmal schon, wenn auch nur flüchtig gesehen, als ich im vergangenen Jahre Dich nach Neapel sandte, König Ferrante in meinem

Auftrage zu begrüßen. Unlängst erst äußertest Du, daß sie Dir wohlgefallen."

„Ich leugne es nicht; Clarice Orsini erschien mir als eine schöne wohlerzogene Jungfrau, in reichem Maße fähig, den zu beglücken, dessen Gemahlin sie wird."

Piero schüttelte etwas unzufrieden den Kopf. „Und dennoch scheint die Gewißheit, daß unsere Werbung bei ihren Eltern angenommen ward, Dich mit geringer Freude zu erfüllen," bemerkte er.

„Verzeihet, mein Vater," sprach Lorenzo etwas lebhafter wie zuvor, „ich bin von Dank für Euch und Madonna Lucrezia durchdrungen, daß Ihr für mein zukünftiges Glück so viel Sorge traget, doch hege ich Bedenken, ob eine Verbindung unseres Hauses mit einem auswärtigen Geschlechte nicht die Unzufriedenheit, die Mißgunst unserer Mitbürger erregen werde, ob man uns nicht den Vorwurf machen könne, zu hoch zu streben, wenn wir uns mit einer der ersten römischen Familien zu verschwägern beabsichtigen."

„Dies lasse meine Sache sein. Wir stehen fest genug, um auch das Urteil unserer Mitbürger in

solchen Dingen nicht mehr fürchten zu müssen. Die Verbindung mit Orsinis Hause vermag uns Vorteile zu bringen, welche den neidischen Zorn einiger Unzufriedener wohl aufwiegen. Die Mitglieder der Familie stehen bei dem heiligen Vater in hohem Ansehen; Dir ist es bekannt, daß zweien der Oheime Claricens der Kardinalshut verliehen worden. Das Eigentum des Hauses derer von Orsini ist hinreichend groß und wird sich, wie wohl anzunehmen, noch mehren. Die Anverwandten der Jungfrau sind Deiner Verbindung mit ihr geneigt und froh; Du hast Ursache mit der Entscheidung Deiner Eltern einverstanden zu sein, als der gewissen Bürgschaft Deines Heiles."

Lorenzo schwieg; der Vater achtete seiner nicht; er überflog von Neuem den Brief seiner Gattin.

„Die liebe Mutter ist von Deiner Braut sehr eingenommen, wie mir däucht," fügte er lächelnd hinzu, „nur treibt ihre Vorliebe sie nicht so weit, der eigenen Töchter zu vergessen. Sie schreibt in leicht erklärbarem mütterlichem Stolze, daß Clarice bei aller Anmut Deinen Schwestern nicht zu ver-

gleichen sei, ja, auch Lucrezia Donati, Eure Spielgenossin, sei lieblicher, als sie."

Zum ersten Male, seit Lorenzo in das Zimmer getreten, zeigten seine Züge eine sichtliche Bewegung.

„Ja, das ist sie," sagte er, wie gegen seinen Willen vor sich hin. —

Der Vater warf einen rasch prüfenden Blick auf ihn. „Ich werde Deiner Mutter Brief am morgenden Tage beantworten," sprach er mit Nachdruck, „ihr sagen, daß Du ihr dankest für die Mühe und Sorgfalt, die sie sich Deinetwegen gegeben und ihr es anheimstellen, die Angelegenheit mit Herrn Jacopo Orsini und seinen Brüdern zum Abschlusse zu bringen. Ebenso werde ich den Eltern Deiner Verlobten die Zusage geben, daß Du in Rom eintreffen werdest, sollten sie es wünschen, ihren Eidam kennen zu lernen."

Lorenzo küßte des Vaters Hand. „Befehlet, was Euch gut dünkt," sagte er, „und entbietet Madonna Lucrezia meinen Dank, wie meine Grüße."

Die Unterredung war geendet; der junge Bräutigam verließ das väterliche Gemach, um sich langsamen Schrittes die Treppe hinab in die untere

Halle und von dort in den angrenzenden Garten zu begeben. Sein Antlitz zeigte weniger noch als zuvor den Ausdruck jener Befriedigung, den der Vater bei ihm vorausgesetzt, ja, fast verlangt hatte, sein Auge blickte düster, seine Lippen preßten sich, wie in innerem Schmerze zusammen, als er in tiefen Gedanken jetzt unter den schattigen Bäumen dahin ging, welche bis zu dem Ausgange des Gartens die Grenze desselben bezeichneten.

Ein hoher Heckenzaun trennte außerdem das Besitztum der Medicis von dem des Nachbars, doch hatte die natürliche Scheidewand die Kinder Pieros niemals gehindert, mit ihren Spielgefährten, den Töchtern des Hauses Donati, lebhaften Verkehr zu pflegen und dort, wo die blühende Hecke ein wenig durchbrochen, waren Lorenzo und seine Geschwister oftmals zu ihnen hinübergeschlüpft, sowie Lucrezia und Maddalena zu den Medicis, bis endlich die Zeit der Kinderspiele vorüber und Lorenzo, wie Lucrezia sich bewußt geworden, daß aus den sonnigen Tagen, die hinter ihnen versunken, ein anderes Empfinden hinüber in ihr Jugendleben getreten: des erwachenden

Herzens erstes reines Lieben, berauschend süß und dennoch hoffnungslos!

In Piero de Medicis Absichten lag es nicht, seinen Sohn und Erben dem zwar altberühmten, aber verarmten Geschlechte der Donatis zu verbinden. Einst hatte jenes Hauses Glanz in den Kämpfen der Ghibellinen und Guelfen den seiner Zeitgenossen überstrahlt, doch Pieros berechnender Verstand suchte für die Seinen jetzt mächtigere Stützen, als sie ihm in den Donatis geboten wurden und zeigte sich den stillen Herzenswünschen Lorenzos völlig unzugänglich. Nun war er an seinem Ende angelangt, der Traum, in welchem Beide sich gewiegt, er selbst der Verlobte einer Andern, die er kaum noch kannte und gegen die zur Stunde ihn ein Gefühl der Abneigung erfüllte, da er gezwungen war, um ihretwillen jene Vielgeliebte aufzugeben.

Ein leichter rascher Schritt ließ sich auf der andern Seite der Heckenwand vernehmen, der Jüngling zuckte empor; es war die Stunde, zu der sie ihm versprochen, in den Garten hinab zu kommen, wo sie seit einiger Zeit gewohnt waren, sich täglich zu treffen.

„Lorenzo!“

„Lucrezia!“

Ihre Hände hatten sich gefunden, noch ehe sie dessen gedacht; lächelnd, ohne Widerstand zu leisten, ließ sich das Mädchen durch die Oeffnung der Hecke in den Nachbargarten ziehen.

„Ich wartete Deiner schon geraume Zeit, Du aber kamst nicht,“ begann Lucrezia mit schüchterner Innigkeit in Lorenzos Antlitz schauend.

Er wich ihren Blicken aus. „Mein Vater ließ mich zu sich befehlen,“ antwortete er, „um eine Mitteilung von Wichtigkeit mir zu machen.“

„Und diese Mitteilung?“ forschte sie, als er inne hielt. „Sie ließ Dich traurig werden, wie mir erscheint, denn niemals noch habe ich Dich so wie heute gesehen.“

Er wagte erst jetzt in die sanften blauen Augen zu schauen, vor deren fragendem, flehendem Blicke seine Festigkeit, er wußte es wohl, dahin schmelzen mußte, um endlich gepreßten Tones zu erwidern: „Ich bin auch traurig, Lucrezia, o, dürfte ich Dir es sagen, warum.“

„Und kannst Du mir es nicht vertrauen, Geliebter?“ sprach das Mädchen. „Sieh, Alles, was Dich je berührte, in Freude oder Schmerz, ward es nicht stets von mir geteilt, nicht treulich mit empfunden, seit wir an dieser Stelle die ersten Spiele trieben, und sollte ich es jetzt nicht erfahren, was Dich bewegt, jetzt, da ich weiß, daß Du mich liebst, jetzt, da ich Dir gestanden, daß ich nichts mehr zu denken vermag, als Dich allein?“

Ein schwerer Atemzug hob seine Brust, wie unwillkürlich breiteten sich seine Arme der Geliebten entgegen; er ließ sie wieder sinken, um mit ablehnender Bewegung sich halb von ihr zu wenden.

„Weil ich Dich liebe, Lucrezia, mehr als meiner Seele Leben, kann ich es Dir nicht sagen,“ murmelte er, „was mir mein Vater heute angedroht.“

Sie stand einige Minuten, ihn aufmerksam betrachtend, dann plötzlich glitt es über ihr Antlitz, wie die Offenbarung eines Schmerzes.

„Lorenzo, ist es wahr, was mir Valeria Pazzi sagte? Deine Eltern wollen Dich einer Römerin

vermählen und dies sei der Grund, der Deine Mutter die Reise zu Deinem Oheim machen ließ?"

„Es ist so, Lucrezia, siehe darin meine Verzweiflung, meinen Kummer um Dich."

Sie schwiegen Beide eine lange Zeit; auch ihre Hände hatten sich auseinander gelöst, wie sie bestimmt waren, sich für dieses ganze Leben von dem heutigen Tage an zu scheiden. Lucrezia wußte, daß sie es von dem Jugendgefährten nicht verlangen dürfe, um ihretwillen sich der Verfügung der Eltern zu widersetzen; die Sitte ihres Landes, wie ihrer Zeit, schrieb es vor, daß Jene für ihre Kinder erwählten, was ihnen gut und passend dünkte und selten nur geschah es, daß sich Sohn oder Tochter gegen die Befehle derselben auflehnten.

„Wer ist es, den Du heiraten sollst?" fragte Lucrezia endlich tonlos.

„Die Braut, die meine Eltern mir geben wollen, gehört dem Geschlechte der Orsinis an."

Das schöne Mädchen vor ihm näherte sich ihm um einen Schritt und legte zaghaft ihr Haupt an seine Schulter.

„Ich wußte es, Lorenzo, daß ich niemals darauf hoffen dürfe, jene Stelle einzunehmen, welche Deine Eltern einer Würdigeren, als ich es bin, zugedacht, denn geringen Vorteil nur, nicht Glanz noch Ruhm, könnte eine Verbindung mit meinem Hause dem Deinen bieten. Doch tieferen Schmerz, als diese Ueberzeugung bereitet es mir, daß sich Dein Herz auch mir jetzt abwenden soll, jener Anderen anzugehören."

Er machte eine unwillige Geberde. „Ich werde sie niemals lieben," rief er leidenschaftlich, „nein, mir ist es, als ob ich sie jetzt schon hassen müsse."

„Du sahest sie bereits, kennst sie?"

„Ich sah sie einmal, als sie mit den Ihren aus der Kirche heimkehrte; selbst meine Mutter muß es eingestehen, daß sie mit Dir keinen Vergleich auszuhalten vermöge."

Sie lächelte ein wenig, trotz ihres wunden Herzens, als sie sprach: „So wirst Du jetzt wohl nach Rom gehen, sie und die Ihren als Deine neuen Blutsfreunde zu begrüßen?"

„Nimmermehr! Sie mögen mir Clarice her-

führen, sobald es sie gelüstet, mich zu sehen; mich verlangt nach ihrem Anblicke nicht. Auch meine Hochzeit werde ich hinauszuzögern wissen, soviel es angeht, — möchte mich zuvor ein Blitzstrahl treffen, es zu hindern, mich Jener zu vermählen."

„Lorenzo!"

Das sanfte, liebliche Antlitz vor ihm war bei dem Ausbruche seiner Heftigkeit erblaßt.

„Ist es nicht Sünde, einen solchen Wunsch zu hegen? Ob es mir auch beschieden, auf ewig Dich zu verlieren, ob auch mein Gedenken Deiner mir von nun an eine Sünde zu werden droht, — ich werde nicht aufhören, Gott anzuflehen, Dein teures Leben zu beschirmen, zu erhalten, es groß und glücklich werden zu lassen zu Deinem und aller Derer Heile, über welchen Du zu stehen berufen."

In seine verdüsterten Augen waren Thränen getreten, als er sich über sie neigte.

„Ich bin nicht so gut als Du," flüsterte er, „die Du ein Engel an Güte, wie eine Heilige an Reine bist. Sage mir ein Wort, daß Du standhaft zu sein entschlossen in dem Kampfe, den ich mit den

Meinen aufnehmen müßte und ich will mich ihnen Allen gegenüber stellen, ihnen zu erklären, daß ich nicht von Dir lassen werde."

Er hatte sie in seine Arme gezogen und drückte seine Lippen in ihr blondes Haar; sie richtete sich langsam empor.

„Nein, mein Lorenzo," sagte sie weich und dennoch fest, „nicht dieses Opfer sollst Du Deiner armen Lucrezia bringen. Mir muß es genügen, für eine kurze selige Zeit Dein Herz besessen zu haben und es zu wissen, daß mir seine erste Neigung voll und ganz gehörte. Wie glücklich Du mich dadurch machtest, — ich werde dessen mich immerdar erinnern; ich werde Gott und den Heiligen noch in der Todesstunde danken, daß ich eine kleine Strecke dieses Lebens Dir nahe sein und es erkennen durfte, daß ich denken lernte mit Deines Geistes hohen schönen Gedanken, fühlen mit Deiner Seele innerstem Empfinden. Doch zur Empörung gegen Deine Eltern Dich zu treiben, die ich zu lieben und zu ehren verpflichtet um Deinetwillen, — glaubst Du in Wahrheit, daß ich es vermöchte, daß ich nicht vor dem

Unrecht zurückschrecken müsse, welches ich im Begriffe zu begehen, nicht fürchten, daß die Strafe dafür Dein Haupt treffen könne, das mir das geliebteste auf Erden ist?"

„Hast Du so wenig Mut, Lucrezia, um unser Glück einen Kampf zu wagen? Bist Du so leicht bereit, mich aufzugeben?"

Sie schlug beide Hände vor ihr Angesicht. „Ich würde den Mut besitzen für Dich zu sterben", antwortete sie, „doch nicht zu einer Sünde, wie diese, Dich zu verleiten. Ich würde den Mut besitzen, mein Leben ohne Dich weiter zu tragen, wie es Gottes Wille mir auferlegt, nicht mich an Dich zu heften, um Dir ein Verhängnis, vielleicht ein Unheil zu werden."

Er hielt sie in krampfhaftem Umschlingen an sich gepreßt. „Lucrezia, mir ist es, als opferte ich mein besseres Selbst, als opferte ich die Hoffnung meiner Seligkeit, wenn ich Dich aufgebe," murmelte er.

Mit unaussprechlicher Innigkeit blickte sie ihn an. „Du wirst mich nie vergessen?" fragte sie. „Du

auch wirst Dich stets erinnern, wie ich Dich geliebt, noch mehr, als mich und mein eigenes Glück?"

„Dich vergessen? Niemals, niemals, so lange ich atme."

„Und Du wirst gütig auch zu ihr sein, die man als Gattin Dir zu geben gedenkt," fuhr sie fort. „Du wirst sie nicht empfinden lassen, daß Du sie nicht liebst, sie nicht die Heimat mit Schmerz vermissen lehren, wenn sie, die Fremde, zu Dir gezogen?"

„Ich werde meine Pflicht erfüllen," erwiderte er kalt, „mehr kann ich weder Dir, noch ihr geloben."

Es gelang ihr endlich, sich aus seiner Umarmung zu befreien.

„Wir werden uns von heute an nicht mehr so häufig sehen, als bisher," sagte sie mit Anstrengung, „denn Du gehörst nicht mehr Dir selbst."

„Nein, nein, nicht zu der einen noch diese zweite Härte," wehrte er ab, „noch ist mein Verlöbnis mit Clarice Orsini nicht geschlossen, noch mag ein Ungefähr die Verhandlungen abschneiden, die sich lange Zeit hinziehen können und bis sie geendet, will ich

nicht daran gedenken, daß der Wille meiner Eltern mich von Dir trennt."

„Auch meine Eltern werden den Verkehr mit Dir mir einschränken, weil die Deinen mich verschmähten. Mein Vater ist seiner Abkunft stolz, wie der Deine."

„Er hat ein Recht dazu. Das Haus derer von Donati war ruhmreich und angesehen, als man das unsere noch niemals nannte."

„Doch wandte sich das Glück von uns, Geliebter, während es dem Euern unverändert treu sich zeigt, darum ist es besser, wenn Du Dein Geschick von dem meinen lösest."

Es lag neben ihrer demütigen Selbstlosigkeit eine so unbezwingliche Schwermut in dem Wesen des Mädchens, daß Lorenzo sich unwillkürlich erschüttert fühlte.

„Du wärest würdig einen Thron zu teilen, Lucrezia, und einmal wenigstens will ich Dich als Königin sehen. Einmal will ich der Welt es zeigen, wem mein Herz gehört und immerdar gehören soll Vielleicht, daß sich der Eltern Sinn dann wendet

und sie mir gestatten, was sie mir bisher hartnäckig versagten."

„Mich als Königin? O, Lorenzo, wie sollte dieses sich je ereignen?"

„Als Königin des Festes, das ich den Bürgern zu geben gedenke; aus keiner Hand, als der Deinen, will ich des Kampfes Preis entgegen nehmen."

Ein Strahl der Freude verklärte ihre Züge; es war eine Vorstellung von hohem Reize, des Geliebten Stirn mit dem Kranze des Siegers schmücken zu dürfen, — der letzte Augenblick des Glückes vielleicht, bevor die rauhe Wirklichkeit sie auseinander riß.

Durch den langen Baumgang, der zu dem Palaste führte, kam jetzt ein schöner, ungefähr siebzehnjähriger Knabe in vollem Laufe dahergestürmt; es war Giuliano, Pieros jüngerer Sohn, der seinen Bruder zu suchen in den Garten geeilt war.

„Wo bleibst Du, Lorenzo?" rief er schon von Weitem. „Die Schwestern warten Deiner, auch Guglielmo Pazzi. Wir wollen auf dem Arno Gondel fahren. Lucrezia, Du könntest uns begleiten; ich fahre Dich ganz allein."

Die Liebenden waren bei dem Nahen des Jünglings auseinandergeschreckt; Giuliano hatte der einstigen Gespielin seiner Geschwister rasch die Hand geküßt.

„Weshalb seid Ihr so traurig Beide?“ fügte er neugierig hinzu. „Kommt schnell hinab an das Ufer, sonst nimmt Schwager Guglielmo uns wieder die beste Gondel fort.“

Lucrezia zögerte noch.

„Du solltest den Schwestern die Freude gönnen, Dich noch einige Male in unserer Mitte zu sehen — und mir,“ sprach Lorenzo leise, während Giuliano schon wieder davoneilte, die Vorangeschrittenen einzuholen.

Es war etwas in dem Tone seiner Stimme, das ihren Widerstand bezwang und willenlos ließ sie sich von ihm hinwegführen; trotz der ergebungsvollen Worte, die sie kurz zuvor gesprochen, erkannte sie, wie schwer es sei, dort unaufhörlich jene Entsagung üben zu sollen, wo ihr junges Herz nach einem Glücke verlangte, das sie allein in seiner Gegenwart zu finden gelernt.

Vergessen, nur für eine kurze Stunde es vergessen dürfen, daß sie einer Anderen weichen müsse, — noch war er ja an ihrer Seite und vor ihnen lag die Pracht des Frühlingsabends, blütenwuchernd, dufterfüllt; das Leben war ja dennoch, dennoch schön; o, daß es seinem Ende sich neigen möchte nach einem solchen Tage, einem seligen Traume gleich entschwindend, der als letzte Erinnerung seiner Stimme Klang zurück ihr rief.

Die frohe Gesellschaft, welcher Giuliano seinen Bruder und Lucrezia angekündigt, harrte bereits eine geraume Zeit am Ufer des Arno, um die geplante Wasserfahrt zu unternehmen.

Die beiden Töchter Pieros, welche ihm, außer den Söhnen, von sieben Kindern geblieben, waren seit mehreren Jahren bereits vermählt, die Aeltere an den erwähnten Guglielmo Pazzi, die Zweite, Nannina, an Bernardo Rucellai, der, gleich den Medici, einem geachteten Popolan-Geschlechte entstammte. Zu ihnen hatte sich Giannina Scandiano mit ihrer jungen Freundin Valeria gesellt, welcher

letzteren die Marchesa gerne die Teilnahme an den Vergnügungen der Jugend zu verschaffen suchte.

Das Erscheinen Lorenzos und Lucrezias gab das Zeichen, vom Ufer abzustoßen; Giulianos Wunsch, der schönen Nachbarstochter, für die er selbst in knabenhafter Begeisterung schwärmte, als Ritter zu dienen, ging heute nicht in Erfüllung. Sein Schwager hatte, statt der kleinen, schmalen Kähne, welche die Venedigs nachahmten, eine größere Gondel in Bereitschaft setzen lassen, welche allen Beteiligten Raum gewährte. Man nahm zwischen Scherzen und Lachen unter dem rotgefütterten Baldachin Platz, der die Strahlen der Abendsonne zurückzuhalten bestimmt war.

Lorenzo hatte mit einiger Geschicklichkeit es durchgesetzt, an der Seite Lucrezias zu bleiben, welche, ihren Kummer zurückdrängend, sich überwand, auf die Plaudereien der Gefährten einzugehen.

„Lorenzo," rief Valeria Pazzi plötzlich, „mein Vetter Guglielmo behauptet, daß man Euch Glück wünschen dürfe; Ihr seid verlobt, so hörte ich, und ich bin nun neugierig, wer Eure Braut wohl sei."

Der Angeredete war bei den unüberlegten Worten

zusammengeschreckt; er fühlte, was die Geliebte von Neuem darunter leiden müsse.

„Ich ersuche Euch, den Glückwunsch nicht zu übereilen, Valeria," entgegnete er kühl, „vielleicht ist Guglielmo mehr schon über diese Angelegenheit bekannt geworden, als mir selbst."

Giannina bemerkte eine aufsteigende Wolke des Mißmuts auf der Stirn des Jünglings; mit weltsicherer Unbefangenheit wußte sie dem Gespräche sofort eine andere Wendung zu geben.

„Das Turnier ist schuld, Messer Lorenzo," warf sie ein, „das Ihr auf Braccio Martellis Hochzeit uns zu geben versprochen. Unsere jungen Ritter und alle Damen sprechen schon seit langem von nichts Anderem mehr und begreiflich ist es, daß man es mit einem ähnlichen Feste, wie jenes, in Verbindung bringt. Entscheidet endlich doch, wann es stattfinden soll, vorausgesetzt, daß Euer erlauchter Vater seine Einwilligung giebt. Auch Valerina läßt früher mir keine Ruhe, als bis der Tag festgesetzt ist."

Lorenzo suchte sich zu besänftigen. „Das Turnier, Madonna Giannina, hoffe ich in kurzer Zeit veran-

stalten zu können, sobald meine Mutter, die demselben beizuwohnen wünschte, von Rom zurückgekehrt. Ich erwarte, daß die Anzahl der Geladenen diejenige bei Braccio Martellis Hochzeit noch übersteigen wird."

„So freue ich mich, daß meines Gemahls Bruder gleichfalls einer Eurer Gäste sein darf," sprach Giannina, „er wird an Spaniens und Frankreichs Höfen voraussichtlich es nicht verlernt haben, was er in der Heimat Waffenschule übte."

„Erwartet Ihr Federigo schon so schnell, edle Frau?" fragte Lorenzo, mehr um etwas zu sagen, als aus Interesse an des jungen Mannes Heimkehr.

„Messer Ippolito wünscht ihn endlich wieder bei sich zu haben," antwortete die Marchesa, „auch wollen wir ihn mit einer Tochter aus florentinischem Hause vermählen, damit er endlich es lerne, seiner Vaterstadt wieder treu zu bleiben."

„Ich meine es Euch fast anzusehen, daß Ihr auch schon eine Wahl getroffen," scherzte Guglielmo Pazzi. „Wie gut, daß Rucellai und ich Federigo bei den Töchtern des erlauchten Piero zuvorgekommen."

„Gewiß, Messer Guglielmo, die Wahl ist längst

getroffen," lachte die schöne Frau, „ich hoffe, daß meines jungen Schwagers Geschmack mit dem unseren im Einklang stehe."

Der Blick, den sie auf Valeria Pazzi heftete, war nur zu verständlich; die Uebrigen stimmten in ihr Lachen ein.

„Hüte Dich, kleine Base," rief Francesco, der jüngere Pazzi, „Dir gilt der Plan Madonna Giannninas. Mache es Federigo nicht allzu leicht."

Valeria hob ihr zierlich geformtes Näschen hoch empor. „Ich kenne Messer Federigo ja gar nicht," rief sie schnippisch, „weshalb blieb er so lange fern von Florenz, um jetzt mit seinem Eintritte kaum in unsere Stadt schon seines Sieges gewiß sein zu sollen? In all den vergangenen Jahren hat er meiner sicherlich nicht gedacht, sondern den Ritter fremder Frauen und Jungfrauen abgegeben."

Giannina warf ihr neckend einige Blumen in den Schoß. „Du wirst noch meine Schwägerin, Starrköpfchen, deß sei gewiß," erklärte sie, „ich würde an mir irre, gelänge es mir nicht, die mir liebsten Menschen miteinander zu vereinigen."

„Ihr hört es, Valeria,“ rief Lorenzo, „was Madonna Giannina sich einmal vorgenommen, pflegt sie auch zur Ausführung zu bringen. Fast zweifle ich, ob an ihrer Freundschaft und Federigos ritterlichen Vorzügen Eure Standhaftigkeit nicht scheitern werde.“

Valeria wollte etwas erwidern; der Ruf eines der Gondolieri ließ sie umschauen; ein kleines Boot, von einem einzigen Manne gelenkt, war in Gefahr, mit der größeren Gondel zusammenzustoßen; der Darinsitzende mußte seiner Richtung wohl wenig geachtet haben.

Die kurz abwehrende Antwort auf den Lippen Valerias erstarb, als sie seiner ansichtig wurde; — o, der Verwegene, der es niemals unterlassen konnte, ihren Weg zu kreuzen wo immer sie sich auch zeigte!

„Was ist Dir, ängstlich Kind?“ fragte Bianca Pazzi, ihr Erblassen bemerkend. „Unsere Gondelführer sind geübte Leute; bist Du so bange, daß wir auf dem stillen Flusse hier untergehen könnten?“

„Ich meine, — ich weiß nicht, weshalb ich so erschrak,“ sagte Valeria verwirrt, „ich glaubte, jener Kahn dort werde umschlagen.“

„Der Fährmann scheint seines Handwerkes unkundig zu sein," spottete Francesco Pazzi, „dem möchte ich mich selbst kaum anvertrauen."

„Es ist ein Fremdling, in der Führung unserer Boote wohl unbewandert," sprach Lorenzo. „Ich kenne ihn; er hat bei Messer Piero sein Empfehlungsschreiben bereits abgegeben."

„Dann könnt Ihr ihn ja auch zu Eurem Turniere einladen," sagte Valeria, die sich von ihrem Schrecken erholt, vorschnell.

Giannina wandte sich erstaunt nach ihr um, Lorenzo erwiderte gleichmütig: „Dies wird ohne Zweifel auch geschehen, Valeria, da ich alle hier weilenden Ritter zu laden mir vorgenommen. Doch weiß ich nicht, ob er der Aufforderung folgen wird; er scheint arm und ist wohl ohne die notwendige Ausrüstung hier."

Valeria machte ein bitterböses Gesicht; ihr war es unerträglich, so offen von der Armut dessen sprechen zu hören, der mehr und mehr einen Platz in ihren Gedanken einnahm. Es war doch sicherlich nicht seine Schuld, wenn er mit Glücksgütern nicht gesegnet

worden. Sie hätte gern den aufwallenden Zorn sofort an Lorenzo selbst ausgelassen, als Lucrezia sich an diesen wandte.

„Es wird kein Hinderniß für den fremden Ritter sein, Deiner Ladung Folge zu leisten," sagte sie mit ihrer klaren, sanften Stimme, „veranlasse ihn, wenn Du ihm wohl willst, unter den zwölf Rittern zu erscheinen, die Deine Umgebung bilden und gebunden sind, Deine Farben zu tragen. So wird es den berechtigten Stolz des fremden Gastes nicht kränken, wenn Du ihm, gleich den Uebrigen, die Ausrüstung zu Deinem Feste giebst."

Es wäre unmöglich gewesen, der süßen Stimme, unmöglicher noch dem bittenden Blicke der großen gütigen Augen zu widerstehen, auch wenn es Lorenzo nicht schon hochbeglückt hätte, der Geliebten einen Wunsch erfüllen zu können.

„Lucrezia trifft mit ihrer Fürsorge für Alles, was in ihren Kreis tritt, stets das Rechte," rief er heiter, „es soll so sein, wie Du es sagst. Ein Nein darf Sagramora mir nicht auf solche Aufforderung entgegensetzen und wir ersparen es ihm, die spöt-

telnden Blicke Anderer auf sein Festgewand zu ziehen.“

Valeria wäre am liebsten Lucrezia Donati um den Hals gefallen; es wurde ihr schwer, ihrem inneren Jubel nicht in irgend einer Form Ausdruck zu geben.

Ach, daß man niemals handeln darf, wie es das Herz verlangt, wenn eine große innere Bewegung es fast zu sprengen droht! Daß man in Freud und Leid gebunden ist, der Welt die Täuschung zu bereiten, die sie uns auferlegt, damit ihr Uebelwollen nicht die kaum erschlossenen Blüten unseres Herzens knicke; — daß man dem liebsten Menschenangesicht eine gelassen gleichgültige Miene heucheln muß, es nicht verraten darf, wie seine Trauer, wie sein Glück in unserer Brust einen Nachklang findet; — daß man sein Fühlen fest in sich zu verschließen gezwungen, jenes Fühlen, welches sich in einer reinen Seele Tiefe in lauteres Gold verwandelt für ihn, dem es sich weihte und der wie oft, achtlos des eigenen Reichtums daran vorüber geht, den Schatz niemals zu heben, der für ihn so getreu gehütet ward.

Aber der Schrecken, den sie vorhin so schlecht zu bemeistern verstanden, belehrte Valeria Pazzi, daß sie sich wenigstens jetzt zu beherrschen habe; sie begann mit Giuliano und Francesco zu scherzen, die Blumen, die sie in der Hand hielt, in das Wasser zu tauchen und die Tropfen den beiden Jünglingen in das Gesicht zu spritzen, bis Giannina, als Aelteste der Gesellschaft, gegen das übermütige Spiel Einsprache erhob.

Valeria ließ scheinbar reumütig ihren ganzen Strauß in das Wasser fallen, — er zog stromabwärts, wohin auch sein Kahn gezogen; ob er ihn finden würde, wie es ihm stets gelang, sie zu finden, die den holden Gruß ihm sandte?

Drittes Kapitel.

Die Sitte zur Belustigung der jungen Ritter und zur Freude des Volkes größere Turniere zu veranstalten, wurde von den reichen Geschlechtern der Arnostadt mit Vorliebe gepflegt. Zuweilen wurden derartige Festlichkeiten öffentlich ausgeschrieben, um beliebig erscheinenden Fremden Zutritt zu verschaffen, häufiger jedoch beschränkten die Veranstalter derselben sich auf einen bestimmten, wenn auch größeren Kreis Geladener, die in mehr oder minder freundschaftlichen Beziehungen zu den Festgebern standen.

Die Medicis, welche niemals einen Versuch unterließen, sich einen noch festeren Platz in der Volksgunst zu sichern, als sie ihn bereits errungen, hatten öfters schon der Erlustigung ihrer Mitbürger große Summen geopfert und, wie sie jetzt den Ent-

schluß gefaßt, ein Schauspiel zu veranstalten, das an Glanz alle vorhergehenden übertreffen sollte, so war es nicht allein Lorenzos Verlobung, die sie damit zu feiern gedachten, — es war vielmehr der Wunsch, des Volkes Augen von Neuem auf sich und ihre freigebige Milde zu lenken und die Florentiner die Heimsuchungen des letzten Krieges und die Prüfung einer kaum überwundenen Seuche vergessen zu machen.

Das Volk, diese vielköpfige, gedankenlose Mehrheit, ist gar zu leicht geneigt, um des Ergötzens einiger Stunden willen die eigenen Sorgen, die aufsteigende Unzufriedenheit aus dem Sinne zu verlieren.

Der Weise strebt nach innerem Frieden, nach dem Gleichmut der Seele, den Kämpfen dieser Erde standhaft begegnen zu können, der Leiderfüllte hofft den Trost eines lichten Tages, der ihm Ersatz für das Verlorene bieten soll, — der Glückeslose verlangt nach einem Glücke, das in des Herzens Grunde die ewig nagende Sehnsucht zur Ruhe wiege, — sie Alle kennen jene Freudigkeit der großen Menge nicht, sich in den Taumel zu stürzen, der unter der Maske geräuschvoller Lust das eigene Sein vergessen läßt. Es

giebt den Traum der Stunde für sie nicht, wie ihn das Kind wohl träumen kann, das in seinem Spiele eine fremde Welt sich schafft, in der es sorglos, fröhlich, glücklich ist und wie ihn nur der Mensch zu träumen noch vermag, der sich ein Stück der Kindheit seiner Seele hinüber in das rauhe, mühselige, harte Leben gerettet, daß es mit seinem Glanze ihm hinein in den trüben Tag seiner Arbeit, seines Leidens strahle.

Das Volk von Florenz war, wie keines, geeignet, in seinem leicht beweglichen Sinne sich durch Entfaltung verschwenderischen Schaugepränges über Alles hinwegtäuschen zu lassen, was es kurz zuvor bedrückt. Der Morgen des zu dem Feste bestimmten Tages leuchtete auf tausende von frohen Gesichtern herab, die schon in früher Stunde die Piazza von Santa Croce umdrängten, um nichts von allem Kommenden zu verlieren. Der weite Platz war reich geschmückt; von den Balkonen der umliegenden Gebäude hingen zwischen Laubgewinden farbige Teppiche hernieder, Tribünen waren zu beiden Seiten errichtet, auf welchen eine Anzahl der Zuschauer Platz nehmen sollte, von

den bekränzten Masten flatterten zahllose bunte Wimpel, teils scherzhafte, teils sinnreiche Devisen tragend.

An den Fenstern, auf den Balkonen zeigte sich schon längst eine erwartungsvolle Menge, jetzt begannen auch die Tribünen sich zu füllen, die Mitglieder der Signoria erschienen in ihren langen roten Talaren, dann die älteren Edelleute und Bürger, welchen man Ehrenplätze angewiesen und endlich ein Flor der schönsten Frauen und Jungfrauen der Stadt, denen das Amt übertragen war, an die Sieger die Preise auszuteilen.

Lucrezia Donati saß neben den ihr befreundeten Töchtern Pieros de Medici; ihr edelgeformtes, jetzt sehr häufig melancholisches Angesicht trug heute einen lichteren Ausdruck, der wohl dem Anteil an dem erhofften Erfolge des Geliebten galt. Zuweilen heftete sich ihr Auge auf den Veilchenkranz, der in in ihrem Schoße lag, — Lorenzos und auch ihre Lieblingsblumen; der Sieger im Turniere durfte von seiner Dame ein Zeichen ihrer Gunst, eine Blume, ein Band erbitten; — ihre schmalen, bleichen Hände preßten sich zusammen, — wäre es nicht zu viel des

Glückes, ihn heute mit solcher Gabe schmücken zu dürfen, einmal noch in seinem Auge die Bestätigung zu lesen, daß er sie liebe, daß sie ihm mehr, viel mehr sei, als jenes fremde Mädchen, welches die Eltern ihm zur Gattin geben wollten und für welches ihr großmütiges Herz nicht einmal eine Regung des Hasses zu finden vermochte?

„Siehe, wie schön Lucrezia heute ist,“ flüsterte Giannina Scandiano ihrer jungen Freundin zu, „so, meine ich, wie sie, müsse Fra Angelico seine Himmelskönigin erschienen sein.“

„Ja, sie ist engelgleich mit ihrem goldenen Haar und ihren lieben, sanften Augen,“ erwiderte Valeria, in aufrichtiger Bewunderung, „o Giannina, ist es nicht traurig, gar zu traurig?“

„Was, mein Liebling?“

„Daß Lorenzo eine Andere heiraten muß, als sie. Wie trägt sie es nur so still und so ergeben?“

„Sie weiß, daß sie ihn mit den Eltern nicht entzweien darf, Valeria, will sie nicht schwere Verantwortung auf ihr eigenes Haupt laden. Es ist die Sitte unseres Landes so, daß unsere Eltern für

uns wählen. Vielleicht, wenn mich der Wille meines Vaters nicht bestimmt, auch ich hätte Messer Ippolito nicht meine Hand gegeben."

„Aber Du bist zufrieden doch und glücklich, Giannina?" fragte Valeria. „Du sprachest niemals etwas Anderes aus."

„Mir fehlt ja nichts zu meinem Glücke, Kleine; was sollte ich begehren?" war die etwas gezwungene Antwort. „Ich besitze Reichtum, Glanz und eine angesehene Stellung; Messer Ippolito war stets gütig und nachsichtig mit mir nnd meinen Fehlern; er hat es mir gestattet, mein Leben nach meinen Wünschen einzurichten, wie ja auch er es thut."

Valeria blickte nachdenkend die bezaubernde Frau an. „Ich habe es mir stets so anders vorgestellt, Jemandem für mein ganzes Leben anzugehören," sagte sie endlich.

Giannina lachte unwillkürlich hell auf. „Und wie hast Du es Dir vorgestellt, tiefsinnige Kleine, die noch vor Jahresfrist mit ihren Püppchen spielte?"

„Ich habe geglaubt," antwortete Valeria gedämpften Tones, um von den Nachbarinnen nicht

verstanden zu werden, „man müsse ihn lieben, grenzenlos, unendlich, dessen Weib man werden wolle, man man müsse Glanz und Reichtum geringe achten, im Vergleich zu seiner Liebe, man müsse sich freuen, Opfer für ihn zu bringen, Tag für Tag, und man müsse nach keines Menschen Gesellschaft, außer der seinen, jemals noch Verlangen tragen.“

Gianninas heitere Züge waren ein wenig ernster geworden. „Schwärmerisch Kind,“ sagte sie dennoch scherzend, „ein Bild, wie es Dein unerfahrenes Herz Dir vorspiegelt, ist wohl schön zu nennen, doch selten, oder nie wird sich ein solches verwirklichen. Man muß es lernen, sich bescheiden mit weniger, als wir in unserer Jugend ersten Träumen begehrten, — darin allein liegt das Geheimniß echten Glückes.“

Valeria schüttelte leise den Kopf. Die Anschauung Gianninas war so wenig ihrem eigenen Fühlen angemessen, aber, freilich, die Freundin war ja auch eine ganze Reihe von Jahren älter, als sie; ihr Herz schlug ruhiger, als das ihre, das heute so besonders stürmisch pochte in der ungewissen Erwartung, welche Rolle bei dem Festspiele ihm zufallen würde, den

sie heute zum ersten Male vielleicht vor den Andern sprechen sollte.

Ippolito Scandiano wäre ja auch, selbst wenn er zehn oder zwanzig Jahre weniger gezählt hätte, keinesfalls der Lebensgefährte gewesen, wie sie ihn sich in stillen Stunden ausgemalt. Er war ein ernster, wortkarger Mann, dem Studium der Wissenschaften vor Allem zugethan und in diesem die Befriedigung seines ganzen Daseins suchend. Eine warme Freundschaft verband ihn mit dem Uebersetzer Platos, Marsiglio Ficino, mit welchem er sich oft und gern in die hehre Welt altklassischer Weisheit vertiefte. Valeria verehrte ihn als väterlichen Freund, wie als den Gemahl ihrer angebeteten Giannina und niemals zuvor war es ihr in den Sinn gekommen, daß die letztere an der Seite des stillen, milden Mannes etwas entbehren könne. Die Marchesa wußte sich ihr Leben so angenehm zu gestalten, sie lachte so viel und gern, sie bewegte sich mit Vorliebe in dem Kreise junger froher Menschen, unter denen sie oftmals die froheste war, — sie war geliebt, bewundert von Allen, die sie kannten; wie ging es zu, daß in dem Herzen des kaum er-

blühten Mädchens plötzlich die Frage emporstieg, ob die gefeierte Freundin denn wirklich — wirklich glücklich sei?

Das Schmettern der Fanfaren, welche das Nahen der Ritter verkündeten, gab ihrem Gedankengange eine andere Richtung. In glänzendem Zuge, zu dem Kampfesspiele gerüstet, kam unter dem Vorantritt von neun Trompetern, von bannertragenden Pagen und Herolden eine Anzahl junger Edelleute unter der Anführung von Giuliano de Medici in die Arena gesprengt. Eine zweite Abteilung folgte, an deren Spitze sich Lorenzo befand und eine Doppelreihe gewappneter Reisiger beschloß den Zug.

Die beiden Brüder hatten, als Veranstalter des Turnieres, besonders prächtige Gewänder angelegt. Niemals zuvor hatte man bei ähnlichen Gelegenheiten eine solche Verschwendung von Gold, Perlen und edlen Steinen gesehen, wie die Anzüge der beiden Jünglinge sie aufwiesen, deren Wert man auf sechzehntausend Dukaten schätzte.

Lauter Jubel begrüßte den erscheinenden Zug; die auf den Tribünen, auf den Balkonen, an den

Fenstern befindlichen Damen warfen Blumen auf die Nahenden, unter welchen viele von ihnen einen Bruder, einen Verlobten oder Freund des Hauses erkannten.

Niemand beachtete in diesem Momente Lucrezias tiefes Erglühen, als Lorenzo vor ihrem Platze sein Roß zügelte und die Spitze seines Speeres vor ihr neigte, Niemand gewahrte es, mit welchem strahlenden Blicke Valerias Augen auf einem der Ritter aus Lorenzos Gefolge hafteten, der, an der Seite Federigo Scandianos, mit seiner dunklen Farbe, seinem schwarzen Haare einen vollendeten Gegensatz zu dem blonden, braunäugigen Bruder Ippolitos bildete.

Selbst Giannina, die seit Kurzem ihre Schutzbefohlene mit größerer Aufmerksamkeit betrachtete, schien so völlig von dem sich entrollenden Schauspiele gefesselt, um für nichts Anderes Auge, noch Ohr zu haben; auch sie hatte den Hereinsprengenden die Blumen zugeworfen, welche sie in einem zierlichen Körbchen mit sich gebracht; eine dunkelrote Granatblüte traf ihres jugendlichen Schwagers Brust. Er fing sie geschickt auf und neigte sich mit lächelndem

Gruße vor der Spenderin, die neckend ihr Antlitz hinter dem goldgestickten Fächer barg.

„Ist er nicht schöner noch geworden, als er einstens war?" wandte sich die Marchesa an Valeria.

„Wer?" fragte das junge Mädchen, wie aus einem Traume auffahrend. „Kanntest Du ihn denn schon?"

„Meinen eigenen Schwager, Kleine? Unsren Pflegesohn und Erben?" entgegnete Giannina überrascht. „Wen meinst Du denn eigentlich?"

„Ich, — o Niemand, — aber ich dachte nicht an Federigo."

„Möge er Dir doch heute Anlaß geben, seiner etwas mehr zu gedenken," meinte Giannina, „ich bin sicher, daß er einen Preis gewinnt."

„Woraus schließest Du das?" erwiderte Valeria, die es etwas reizte, beständig auf des jüngeren Scandiano Vorzüge aufmerksam gemacht zu werden, für die sie sich nun einmal vorgenommen, blind zu bleiben. „Mir sagte Vetter Guglielmo, daß es einstimmig beschlossen sei, Lorenzo, um ihn zu ehren, den ersten Preis zu erteilen, selbst wenn er sich nicht als der Gewandteste zeige."

„Das wäre nicht vollkommen gerecht gegen die, welche er geladen und die auf gleiche Würdigung ihrer Geschicklichkeit Anspruch erheben dürften.“

„Ich meine es auch,“ bemerkte Valeria nachdenklich, „doch gönne ich es Lucrezia, daß ihr heute alle Ehre und Freude um Lorenzos willen zu Teil werde.“

„Du bist ein liebes, gutes Kind,“ sprach Giannina, „so wollen wir uns eines anderen Turnieres getrösten, bei dem ihm der Sieg zu Teil wird, welchem wir ihn wünschen.“

„Und wem wünschest Du denselben?“ fragte Valeria. „Dort ist Giuliano, dort meine Vettern Guglielmo und Francesco Pazzi, dort der ältere Salutati; — sie Alle würden stolz sein, den Helm zu gewinnen, der als Kampfespreis bestimmt ist.“

Sie war sich klar, daß sie keinem der Genannten den ersten Preis von Herzen zuerteilen möchte, doch hielt sie es für besser, der Beschützerin die kleine Täuschung vorzuspiegeln, daß ihre Anteilnahme bei einem Andern sei, als Jenem, der schon zu wiederholten Malen Gianninas Verdacht hervorgerufen.

Die Marchesa schwieg; es war eigentlich thöricht, daß sie so eingenommen für den jungen Verwandten ihres Hauses, um es allzu offen zu bekunden. Noch war ihr in den verflossenen drei Tagen, seit er heimgekehrt, so wenig Gelegenheit geworden, sich zu überzeugen, ob er des Wohlwollens wert geblieben, das sie seit seiner Kindheit für ihn gehegt; die Unruhe der Vorbereitungen zu dem Feste, die Begrüßung mit seinen Freunden und einstigen Gefährten hatten Federigo fast beständig von ihrem Hause entfernt gehalten; würde er der Nämliche noch sein, dessen erste Jugend sie und ihr Gemahl geleitet, mit Stolz der edlen Keime sich freuend, die in dem unberührten Herzen der Entfaltung entgegenreiften?

Sinnend folgten ihre Augen den gewandten Bewegungen der jetzt miteinander kämpfenden Jünglinge, die einander an Geschicklichkeit, an Kraft und Ausdauer zu übertreffen suchten. Die italienischen Turniere des fünfzehnten Jahrhunderts waren noch frei von jeglicher Gefahr für die einzelnen Parteien; man gebrauchte noch nicht, wie in späterer Zeit, geschärfte Waffen, man focht mit abgestumpften Lanzen, ohne

Panzer noch Visir, in Gewändern von Sammet und Silberbrokat und trachtete ebensowohl durch sichere Haltung auf reichgeschirrtem Pferde, wie durch Anmut jeglicher Bewegung sich hervorzuthun.

Von Spanien hatte man das bei den Mauren vielgeübte Ringstechen angenommen, bei welchem die Ritter im schnellsten Vorbeijagen mit der Spitze des Speeres einen, an dem in der Mitte stehenden Baume befestigten, Ring erbeuten mußten, ein Spiel, das jedesmal fast noch größere Spannung erweckte, als der eigentliche Kampf. Hier traten, trotz des guten Willens ihrer Freunde, selbst die Mediceer an Geschicklichkeit und Uebung zurück, um endlich, wie alle Versammelten, mit lebhafter Anteilnahme dem sich entspinnenden Wettstreite des neapolitanischen Grafen Ferrante Sagramora und Federigo Scandianos zu folgen, welche in diesem Spiele eine ungewöhnliche Meisterschaft bekundeten.

Federigo hatte sich in Spanien, Ferrante in seiner Heimat eine hohe Fertigkeit darin erworben; man konnte sich kaum etwas Anziehenderes denken, als diese beiden schlanken Jünglingsgestalten, an Schön-

heit einander ebenbürtig, wie in ihrem Aeußeren verschieden, in sausendem Fluge die Arena umkreisend, jetzt einander verfolgend, einander den Weg zu dem Baume abschneidend, dann mit rascher Wendung denselben wieder erreichend, um fast jedes einzige Mal, begleitet von dem Beifallsgeschrei einer atemlos aufmerksamen Menge die eroberte Beute, den metallenen Ring, an der Spitze des Speeres aufzuweisen.

Schon hatten sämmtliche übrige Ritter den Wettkampf aufgegeben, Aller Augen hingen mit wachsender Spannung an den jugendlichen Gegnern; wer würde endlich der Sieger sein, wer dennoch — man vermochte den blitzschnellen Bewegungen kaum noch zu folgen, — die größere Anzahl der Ringe auf seinem Speere haben?

Jetzt noch der Letzte droben an dem Baume, — der Pferde Hufe berührten kaum den Boden, zwei-dreimal hatten sich die Reiter gegenseitig von dem Ziele vertrieben, — jetzt sprengten sie gleichzeitig darauf hin, Ferrantes Speer traf bereits den Ring, als Federigo, ungestüm vordringend, durch einen zufälligen Stoß mit der Lanze ersteren aus der Richtung

brachte, — zu Boden fiel der Ring, noch ehe einer von Beiden ihn erfaßt; jetzt war es Federigo, der ihn mit des Speeres Spitze aufhob, doch nur, um ihn mit leichter Neigung des Hauptes dem Grafen zu überreichen.

„Ihr hattet ihn zuerst erobert und Euch gebührt er, Messer de Sagramora," sprach er, sich zurückziehend, während Ferrante den Ring seinen bereits erbeuteten hinzufügte.

Den Zuschauern war die kleine Scene nicht verloren gegangen; ein betäubendes Jubelrufen lohnte dem fremden Sieger, wie Federigos Rittersinn; die Kampfesrichter begannen die Ringe zu zählen.

„Nur einen habe ich vor Euch voraus, mein tapfrer, unbezwungener Gegner," sprach Ferrante, „und diesen einen danke ich Eurem großmütigen Verzichten. Doch, was ich zu anderer Stunde thäte — heute vermag ich es nicht, — ihn Euch zu opfern, denn er sichert mir einen Preis, den ich um alle Schätze der Welt nicht dahingeben möchte."

Er sprengte davon, der Richtung zu, wo Valeria Pazzi neben ihren Anverwandten und Freunden saß

Es war bei dem Spiele des Ringstechens üblich, daß der Sieger die Beute zu den Füßen einer der anwesenden Damen legen durfte, von ihr als Lohn irgend ein Geschenk zu erbitten. Ferrante umfaßte mit langem Blicke des angebeteten Mädchens Gestalt, als er vor ihrem Platze hielt; wie liebreizend sie war in der holdseligen Verwirrung, die sie jetzt angesichts der ersten großen Huldigung ihres Lebens ergriff!

„Gestattet mir, sehr edle und erlauchte Jungfrau, des heutigen Tages Beute Euch zu weihen,“ sprach er mit klangvoller Stimme, „und lohnet mir, was ich für Euch errang, durch ein geringes Zeichen Eurer Gnade.“

Er legte die Ringe, zweiundzwanzig an der Zahl auf das Kissen zu ihren Füßen nieder. Valeria hatte sich, an allen Gliedern zitternd, erhoben, ihre Hände nestelten in fieberischer Hast das goldgestickte Band los, welches ihr reiches Lockenhaar zusammenhielt.

„Ich bin für die Auszeichnung, die Ihr mir zugedacht, schlecht vorbereitet, edler Ritter,“ antwortete

sie tieferrötenden, glückstrahlenden Antlitzes, „wollet denn fürlieb nehmen mit dem Geringen, das ich zu geben vermag und Geduld üben, bis ich es durch eine würdigere Gabe in Kurzem wieder eintauschen kann.“

Es war ihr endlich gelungen, die Schlinge zu lösen; die vollen, dunklen Haarwellen fielen frei jetzt über ihre Schultern hinab; er neigte sich, die Gabe in Empfang zu nehmen, auf die er ehrerbietig seine Lippen drückte; es war ihm, als wäre er bereit, ein Jahr seines Lebens zu opfern, hätte er in diesem Augenblicke seine heißen, verlangenden Lippen in jenes duftende Haar dort drücken dürfen, welches das Band gehalten.

Die Herolde gaben das Zeichen zur Fortsetzung des Kampfes; Ferrante mußte zu den Rittern zurückkehren, aufatmend sank Valeria in ihren Sitz zurück; die lauen Lüfte des Frühlingstages schienen ihr plötzlich so schwül und beklemmend, die Sonne blendend hell, während die Menge um sie her in einem Meere von Nebel zu verschwimmen drohte. Giannina legte besorgt den Arm um sie.

„Was ist Dir, Liebling? Du bist so blaß geworden.“

Valeria schloß die Augen, in welche Thränen der Wonne gestiegen.

„Mir ist nichts, Giannina, sei außer Sorge; ich bin unaussprechlich glücklich.“

„So tief hat Dich die Huldigung bewegt, die jener Fremde Dir dargebracht, Du kleine Eitelkeit? Es wird, so hoffe ich, die einzige nicht bleiben, drum lasse sie nicht übermächtigen Eindruck auf Dich machen. Schau hin, Lorenzo reitet in die Schranken; wie stolz und freudig er blickt! Gewißlich denkt er nicht der fernen Tochter Orsinis, die ihm, wie ich hörte, schon in Kurzem angetraut werden soll.“

Valeria suchte der Mahnung zu gehorchen und ihre Aufmerksamkeit auf die Fortsetzung des Turnieres zu heften — vergebens! Ihre Blicke irrten stets von Neuem durch die Reihen der Ritter, dorthin, wo neben Federigo Scandiano jenes dunkle Antlitz auftauchte, das heute den Abglanz des Glückes von dem ihren entlehnt zu haben schien. Er sowohl, wie Federigo, nahmen an dem folgenden Kampfe nicht

mehr Teil, der, wie Beide wußten, in einem Triumphe für Lorenzo gipfeln sollte.

Das Ansehen der Medicis war groß genug, um fragelos ihm die Palme des Tages zuzuerkennen; selbst wenn die Kampfesrichter der Tapferkeit der übrigen Ritter rückhaltlose Bewunderung zu zollen geneigt gewesen, sie wußten, daß die Menge ds Volkes nur dann vollständig befriedigt von dem Feste sein würde, wenn es seinen Liebling mit dem Zeichen des Sieges geschmückt, in seinen Palast zurückgeleiten dürfe.

Lorenzo, obgleich nicht zur Selbstüberhebung geneigt und gern bereit, Anderer Verdienste zu würdigen, widerstrebte heute nicht, den Preis anzunehmen, der ihm einstimmig zuerkannt wurde; er wollte diesen Tag zu einem letzten Freudenfeste für Lucrezia gestalten; voll und ganz sollte sie die Ehren teilen, die man ihm, als dem erwählten Sieger, darbrachte.

So durfte auch der Veilchenkranz, den sie für ihn gewunden, den Silberhelm schmücken, welcher den ersten Kampfespreis bildete; die sanfte Tochter der Donatis war, wie er es ihr verheißen, die Königin des Festes geworden! — — — — —

Ein Tanz im Hause des Podesta sollte den frohen Tag beschließen; nach einigen Stunden der notwendigen Ruhe einten sich die Festgenossen in dem großen Saale des Palastes. Selbst Piero de Medici war erschienen, um an der Seite seiner Gemahlin Lucrezia Tornabuoni den Ehrenplatz auf der dazu errichteten Estrade einzunehmen. Die Mutter Lorenzos war erst einige Tage zuvor von ihrer Reise nach Rom zurückgekehrt, während welcher die Brautwerbung für ihren Sohn stattgefunden. Ihre grauen, geistvollen Augen ruhten heute mehr als einmal nachdenklich auf dem jungen Verlobten, der fast beständig in der Nähe der schönen Nachbarstochter, ihres eigenen Patenkindes, zu finden war und so strahlend glücklich in ihrer Gesellschaft aussah, als habe er es völlig vergessen, wie schon in wenigen Wochen zu Rom sein Hochzeitsfest mit einer Andern gefeiert werden sollte. Sie berührte leise ihres Gatten Arm.

„Ihr schriebet mir nicht, mein Gemahl," sagte sie, „wie Lorenzo die Nachricht aufgenommen, daß

Jacopo Orsini ihm seine Tochter bewilligt. Mir wich er aus, als ich ihn darob befragte."

Piero de Medici zuckte die Achseln. „Er hat sie aufgenommen wie ein gehorsamer Sohn es soll und muß. Ein Weiteres darüber vermag auch ich Euch nicht zu sagen."

Lucrezia deutete auf das junge Paar, das weltversunken in einiger Entfernung von ihnen stand, gleichgültig dagegen, daß unzählige Augen auf ihnen hafteten, deren stille innige Neigung an dem heutigen Abend Keinem mehr verborgen bleiben konnte.

„Schaut dorthin, Piero," sagte sie, „mich will es bedünken, daß wir vorschnell gehandelt, sehe ich jene Beiden an. Lorenzo wird Clarice Orsini keine Liebe entgegenbringen; sie wird ihm verhaßt sein, weil er die Gespielin seiner Kindheit in sein Herz geschlossen."

„Er wird sich darein finden, wie sich Viele vor ihm schon darein gefunden," entgegnete der Vater gelassen, „Donatis Tochter ist keine Heirat für einen Medici."

„Sie ist schön und voller Anmut," bemerkte

Lucrezia mit fast mütterlichem Wohlgefallen, „Clarice kann sich mit ihr nicht messen; möge sie in allen Tugenden ihr wenigstens gleichen, die mein Patenkind zieren! Glaubt mir, mein Gatte, ich sähe mit gleicher Freude sie an dem Platze, den Ihr der Tochter eines mächtigeren Hauses zugedacht."

„Ihr waret es und Euer Bruder, die meine Aufmerksamkeit zuerst auf Clarice Orsini lenkten."

„Ich that es, Piero, ja, Ihr habt Recht," antwortete sie freimütig, „doch kann ich eine Anwandlung der Reue nicht unterdrücken, vergegenwärtige ich mir den Schmerz der beiden Kinder dort drüben, die wir gewaltsam trennen."

„Und dennoch gefällt Euch Eure künftige Schwiegertochter, wiewohl Ihr zu Anfang in kalten Ausdrücken von ihr spracht."

„Zu wenig weiß ich noch von ihr, um sie zu lieben, wie ich Lucrezia Donati, gleich meinen eigenen Töchtern, liebe. Clarice mißfällt mir nicht, wenn sie auch still und zurückhaltend mir begegnete, was ich mit einer großen Schüchternheit wohl zu erklären vermag."

„Lasset Euch das Geschehene nicht betrüben,“ erwiderte Piero, „Lorenzo ist jung genug, um einem neuen Eindrucke nachzugeben, Lucrezia wird einen andern Freier finden und ihn verschmerzen. Uns aber und unserem ganzen Hause muß es von Werte sein, mit einem der ältesten und größten Geschlechter Roms uns zu verbinden. Der Neid unserer Mitbürger war stets groß genug, um uns Gefahr und Untergang bereiten zu wollen, wenn ihnen die Verhältnisse günstig erschienen. — Diotisalvi Neroni und Luca Pitti sind verbannt, doch wer kann wissen, wie bald ihnen nicht ein Nachfolger erwachse unter denen, welche uns zur Stunde huldigend umdrängen! Haben wir jedoch uns so erhoben, um auch von außen her auf jeglichen Beistand zählen zu können, so werden wir die Verräter jederzeit leichter zu bekämpfen vermögen, als es mit jenen geschah.“*)

Lucrezia schwieg; sie begriff ihres Gatten Gründe, die eigene Partei auch nach auswärts hin so viel es

*) Die Verschwörung Neronis und Pittis fand während Pieros kurzer Regierungszeit im Jahre 1466 statt, wurde jedoch, wie die vorhergehenden unter Cosimo, mit rascher Hand unterdrückt.

anging, zu verstärken; trotz ihrer Popularität war die Herrschaft der Medicis, wie es die Zukunft lehren sollte, noch nicht so völlig gesichert um keinen Nebenbuhler fürchten zu müssen, aber dennoch vermochte ihr mütterliches Herz nur mit Bedauern daran zu denken, daß sie des Sohnes ersten Liebestraum mit unbarmherziger Hand zerstört habe.

* * *

Die allgemeine Aufmerksamkeit, welche sich dem gefeiertsten Paare der Versammlung zuwandte, wurde von Niemand mit größerer Befriedigung begrüßt, als von Valeria Pazzi. Sie hatte es Giuliano nicht verweigern können, zum ersten Tanze ihm die Hand zu reichen, jetzt aber stand sie leuchtenden Auges, in süßer Befangenheit neben Ferrante Sagramora und hörte, was er zu ihr sprach, mitunter auch nur seiner Stimme Klang erfassend, ohne den Sinn des Vernommenen zu verstehen; sprachen ja doch seine Augen mehr, weit mehr aus, als die oftmals gleichgültigen Worte, die er an sie richtete und die sich wegen des umgebenden Kreises vielleicht Zwang auferlegten.

„Ich kenne Euch so lange schon,“ sagte jetzt der Neapolitaner, als eine Pause des Tanzes sie auf ihren Platz zurückführte, „und dennoch ist es heute das erste Mal, daß mir das Glück zu Teil wird, vor Andern Euch mit offenen Worten begrüßen zu dürfen. Wüßtet Ihr, wie schwer es mir geworden, Euch bisher so ferne bleiben zu müssen!“

„Weshalb thatet Ihr es?“ entgegnete Valeria leise. „Ich fragte mich oft nach dem Grunde, der Euch bestimmen könnte die Häuser der Edlen von Florenz nicht aufzusuchen und ich fand keinen, seit ich erfahren, daß Ihr Einer der Unsern und Allen ebenbürtig seid.“

„Setztet Ihr voraus, ich sei dunkler Herkunft, holde junge Dame,“ lächelte er, „daß ich es nicht wagen dürfe, unter Eure Freunde mich zu mischen?“

Sie blickte schelmisch zu ihm auf. „Ich fürchtete es beinahe,“ antwortete sie kindlich, „aber ich glaubte es nie, wenn ich Euch sah.“

Er hätte die liebliche Mädchenblüte in seine Arme ziehen mögen, gewaltsam unterdrückte er die Bewegung, die ihn unter ihren Worten ergriffen,

als er erwiderte: „Fürchtet nichts, Madonna; ist es doch das Einzige, was ich besitze, jene Abstammung von einer Reihe Vorfahren, die mich würdig macht, Euch, der Lieblichsten und Edelsten Eures Geschlechtes, nahen zu dürfen. Wenn ich es bisher versäumte, es hatte einen andern Grund, als den Ihr vermutetet."

„Und welchen, werter Ritter?" forschte Valeria. „Nennet es nicht Neugier, wenn ich darnach frage."

Der Ausdruck tiefer Schwermut, der während ihrer kurzen Unterredung fast völlig aus seinem Antlitz verschwunden, kehrte wieder und sie erschrak der unüberlegten Frage, die sie gethan.

„Verzeihet," murmelte sie, „ich wollte Euch nicht kränken. Ihr werdet in wohlberechtigter Absicht also gehandelt haben."

„O, meine schöne, junge Dame," sagte er traurig, „dürfte ich es Euch gestehen, was mein Zurückziehen veranlaßte — aber dann — dann vielleicht würdet Ihr die Gnade mir entziehen, die Ihr mir, dem Verwegenen, schenktet und die mich so unendlich glücklich machte."

So hatten die Vettern und Lorenzo wohl Recht

mit ihrer Behauptung, daß er zu arm sei, um an den Vergnügungen seiner Altersgenossen Teil zu nehmen, dachte Valeria; und sie, die ihm so gerne jeden peinvollen Eindruck erspart hätte, sie mußte ihm gewaltsam die Erinnerung daran zurückrufen.

„Ihr sollet mir nichts eingestehen, was Euch zur Qual gereichen könnte," sprach sie weich, „es ist sicherlich nicht Euer Verschulden gewesen, wenn herbe Schicksalsschläge Euch getroffen."

„Und wenn es meine Schuld gewesen, Ihr süße Trösterin?" fragte er, sich tiefer zu ihr hinabneigend. „Würde ich verlieren müssen, was ich in Eurem reinen Sinne zu besitzen glaubte?"

„Nein, niemals, niemals," flüsterte sie, „Ihr könnet nichts begangen haben, das Euch vor mir je herabsetzte."

O diese unerträglichen Menschen um sie her, die ihm jene Fesseln auferlegten, welche, wie nie in seinem Leben, ihm hassenswert erschienen! Doch ach, es war vielleicht besser, daß er in dieser Stunde nicht seinem leidenschaftlichen Herzen folgen durfte, nicht jenes Geständnis ihr machen, welches auf seinen Lippen

schwebte und welches ihm — er wußte es — versagt bleiben würde auf immer und immer.

„Ihr werdet von jetzt an Euch nicht mehr so strenge abschließen, wie bisher?“ fügte sie hinzu, als er stumm blieb.

„Ich werde mich bemühen zu thun, was Ihr gebietet, holde Herrin,“ erwiderte er. „Sprecht, womit ich den Anfang machen soll.“

„Fahret fort die Freundschaft Lorenzos zu pflegen,“ sagte sie, etwas mutiger werdend, „leicht öffnet sie Euch den Eingang in alle übrigen Häuser. Von Giannina Scandiano hörte ich bereits, daß Ihr Messer Ippolito empfohlen seid.“

Sie wagte nicht hinzuzusetzen, wie lebhaft sie es wünsche, daß er auch ihr väterlich Haus besuchen möge; er erriet es.

„Guglielmo Pazzi versprach, mich seinem edlen Ohm, Eurem Vater zuzuführen,“ bemerkte er, „ermesset es, wie gern ich der Aufforderung zu folgen bereit wäre, obwohl ich stark mich erweisen und der Lockung nicht nachgeben sollte.“

„Weshalb nicht?“ entgegnete sie vorwurfsvoll.

„Mein Vater ist so gastfrei, als gütig, meine Vettern und Blutsfreunde werden Euch liebgewinnen und ich," sie stockte in dem beschämenden Schrecken, ihm zuviel eingestehen zu wollen.

„Und Ihr?" wiederholte er, während eine leichte Röte über sein dunkles Antlitz ging.

„Ich," sprach sie mit heroischer Anstrengung sich zur hergebrachten Förmlichkeit zurückzwingend, „ich auch werde erfreut sein, Euch als Gast in unserem Hause begrüßen zu dürfen, wie ich es schon einmal sagte."

Wie wohl verstand er sie; er lächelte auf sie nieder, ein Lächeln voll Wehmut und tiefster Zärtlichkeit.

„Ihr seid mir schon so oftmals ein Engel der Huld gewesen, obgleich ich es so wenig verdient," begann er nach einer Pause, „noch fand ich nie Gelegenheit, Euch für die Blumenspenden zu danken, die ich von Euch empfing und die ich, wie ebensoviele Heiligtümer aufbewahre."

„Es waren welke Blumen," entgegnete sie, von Neuem erglühend, „die ersten habe ich achtlos verloren."

„Ich weiß es, edles Fräulein, ich weiß auch, daß ich tadelnswert handelte, als ich mir sie ohne Euer Gewähren aneignete. Ich konnte nicht anders; Ihr hattet sie in Eurem Haar, an Eurem Kleide getragen; mir war es, als würde mir mit Eurer Gabe ein Teil Eures Selbst. Auch heute trug ich eine der Blumen auf dem Herzen, als ich unter Euren Augen bei dem Ritterspiele zu siegen trachtete."

„Ich war so stolz, als es Euch gelungen," flüsterte Valeria mit unterdrücktem Jubel, „und dennoch hatte ich es ja fast erwartet."

Der Ruf Giulianos unterbrach ihr Gespräch. „Wollt Ihr nicht tanzen, Valeria? Sehet die Figur ist augenblicks zu Ende."

Betroffen ward Ferrante seiner Versäumniß inne. „Vergebt, Messer Giuliano," sagte er rasch gefaßt, „in meiner Heimat übt man eine andere Art zu tanzen, als hier zu Florenz; ich war unachtsam, dessen mich nicht zu erinnern."

Er führte seine Dame in die Reihen; die heftig pulsirenden Hände Beider ruhten fest ineinander, um sich widerstrebend nur zu lassen, wenn die Figur des

Tanzes es vorschrieb, doch wagten sie nicht mehr mit einander zu sprechen, um nicht die Beachtung der Uebrigen auf sich zu ziehen.

Valeria war es auch, als ob es dessen nicht mehr bedürfe. Er liebte sie, dies sagte jeder Blick seines Auges, jeder Ton seiner Stimme, wie war die Welt so unbeschreiblich schön, wie war es Seligkeit auf dieser Erde leben zu dürfen, in Jugendhoffnung in die sonnigste Zukunft zu schauen!

Dem Paare gegenüber hatten Giannina Scandiano und ihr Schwager Federigo ihre Plätze eingenommen. Messer Ippolito hatte seine Gattin zu dem Abendfeste nicht begleitet, wie er auch schon dem Turniere fern geblieben und die Marchesa hatte soeben den Bitten ihres jungen Verwandten nachgegeben, ihm einen Tanz zu bewilligen.

„Es kleidet Euch übel, Federigo,“ sprach Giannina, „mit einer alten Frau, wie ich, einen Tanz zu wagen. Schauet um Euch, wieviel Ihr meinethalben versäumt. Welch Kranz holdseliger Jungfrauen, ein Mädchenfrühling lieblichster Art! Und diese Alle würden freudig Euch zu begrüßen ge-

neigt sein, wolltet Ihr Euch ihnen als Ritter nahen!"

„Das kann geschehen, sobald ich meiner vornehmsten Pflicht genügt," antwortete der junge Mann heiter, „diese aber gebietet mir, den ersten Tanz auf heimatlichem Boden mit Euch zu machen."

„Ah, ich begreife, eine Pflicht nur war es, die dem jugendlichen Pagen gebot, sich seiner einstigen Gebieterin zu erinnern, der er um Hauptes länge über den Kopf gewachsen. Wie gut, daß ich den Grund erfahre, der Euch zurück in meinen Dienst geführt!"

Die großen klaren Augen Federigos blickten vorwurfsvoll sie an. „Ihr seid grausam, meine Schwägerin. Wen wüßte ich hier unter den versammelten Frauen, der ich tiefere Verehrung, innigere Dankbarkeit schuldete als Euch? Ihr waret es, in der ich der Heimat zumeist gedachte und all der Güte, die ich tausendfach von Euch empfing."

„Ich mühte mich, Euch Mutter zu sein, Federigo, da Ihr so früh verwaistet; Ihr nanntet mich zuweilen mit dem lieben Namen, als ich in langer Krankheit einst Euch pflegte; nie habe ich es vergessen. Seitdem

lernte ich aufhören, es zu beklagen, daß mir der Himmel keinen eigenen Sohn geschenkt."

Er verweilte sinnend auf ihrem strahlend schönen Angesichte. „Ich war ein Knabe noch, Giannina, gedankenlos und unerfahren, als dies geschah," antwortete er, „auch ich erinnere mich dessen wohl. Hatte ich doch meine eigene Mutter nie gekannt; so meinte ich, all jene zarte Sorge, all der sanfte Trost in meinem kindischen Leiden könnte nur mit jener Hingabe gelohnt werden, die ich jener Frühverklärten dankbar geweiht haben würde. Doch bald verlernte ich, Euch Mutter zu nennen; das blühende junge Weib, das neben meinem Lager saß, erschien mir schnell genug nicht mehr geeignet, sich mit dem Namen anreden zu lassen, den ich ihr in meinen Fieberträumen gab. Jetzt staune ich, woher ich den Mut nahm, Euch so zu bezeichnen."

„Ich hörte es gern, wenn Ihr es thatet," sagte die Marchesa gedankenvoll, „mitunter wünschte ich mir jene Zeit zurück."

„Weshalb, Madonna? Glaubt Ihr, daß ich weniger treu und innig Euch ergeben, seit ich nicht

mehr die Mutter, sondern die schwesterliche Freundin in Euch verehren lernte? Noch heute, wie damals, bin ich bereit, Euch Gehorsam zu leisten in Allem, was Ihr für mich gut heißet."

„In Allem, mein Schwager?" fragte Giannina scherzend. „Wüßtet Ihr, welch weitreichende Pläne ich schon mit Eurem Bruder für Eure Zukunft gemacht!"

„Und welche, Gebieterin? Ich füge mich in Euren Willen, wenn er nicht darin besteht, mich augenblicks wieder hinweg in die Fremde zu senden."

„Nein, Federigo, wir wollen vielmehr suchen, Euch enger als je an die Heimat zu fesseln."

„Das würde bedeuten, Ihr wolltet mich vermählen, in aller Eile mit einer Unbekannten, wie es Lorenzo jetzt von seinen Eltern geschieht."

„Nicht doch, Ihr sollet Eure eigene freie Wahl behalten und seid nicht gebunden, die zu heiraten, auf welche Eurer Pflegeeltern Wünsche gerichtet sind."

„Sehr gnädig und so fehlt zur völligen Kenntnis der Sachlage mir nur noch der Name meiner zukünftigen Gemahlin."

„Schauet zu der Säule dort, an welcher sie

soeben steht und urteilet, ob wir es wohl mit Euch meinen."

Federigo folgte der gegebenen Richtung. „Valeria Pazzi!" sprach er ruhig. „In der That, sie ist ein bezauberndes Mädchen geworden, doch habe ich ja noch Zeit, Euren Vorschlag in Erwägung zu ziehen, sagtet Ihr nicht so? Und bis ich zur Entscheidung gelangt, hat mir vielleicht ein Anderer sie entführt, mein Gegner vom heutigen Morgen zum Beispiel, mit dem sie so eifrig plaudert, daß es ihm offenbar bestimmt ist, mein Sieger dort wie hier zu bleiben."

„Euer eigner Fehler, Federigo, Ihr hättet ebensowohl das Recht gehabt, die Ringe Valeria darzubringen."

„Ich hätte sie ihr aber kaum gebracht, Giannina," entgegnete der junge Mann, „ich würde keiner Andern als Euch sie zu Füßen gelegt haben, wenn nicht Sagramora mir zuvorgekommen."

„Ihr seid der ritterliche Knabe geblieben, der Ihr einstmals waret, trotzdem Ihr jetzt ein Mann geworden, doch vergesset in der Dankbarkeit, die Ihr mir zollet nicht, daß Ihr für Eures Lebens Glück in

die Schranken treten müßtet mit Jenem, der Euch heute den Vorrang abgewonnen, oder dem vielmehr Ihr ihn großmütig überließet. Mir will es zudem nicht behagen, daß jener Fremdling mit übertriebener Huldigung Valeria Pazzi umgiebt. Es kennt ihn Niemand näher von den Rittern hier, noch von den angesehenen Bürgern, und Euer Bruder selbst schien nicht sonderlich erfreut, als er seine Bekanntschaft suchte."

„So weiß er Übles von ihm?" meinte Federigo. „Dies wäre mir leid, denn seine Sitten wie sein ganzes Wesen haben mir einen günstigen Eindruck gemacht."

„Ippolito mochte sich nicht aussprechen und es ist Euch bekannt, daß ich in die Geheimnisse eines Anderen einzudringen verschmähe. Es scheint indessen ein dunkler Schatten über jenes Mannes Leben zu liegen und deshalb ist es mir unlieb, sehe ich Valeria an seiner Seite, wie eben jetzt."

„Beschwert doch Euren Sinn nicht mit solchen Befürchtungen, Giannina; leicht möglich, daß er eine That begangen, die ihn gezwungen, für einige Zeit

seine Heimat zu verlassen, aber kann diese nicht auch in einer Übereilung rascher Jugend wurzeln, die man allzu strenge nicht richten darf? Gewährt mir lieber Eure schöne Hand; der Tanz dort drüben ist zu Ende; es ist Zeit für mich, Euch in die Reihen zu führen."

* * *

Es war kurz nach Mitternacht, als das Fest beendet wurde. Ob jedoch wohl Alle, die daran Teil genommen, sofort die Ruhe fanden?

Valeria Pazzi schlief nicht, trotz der Ermüdung, die sich ihrem jungen Körper fühlbar machte; sie dachte des fremden Mannes, der ihrem Herzen, wie lange schon, kein Fremder mehr gewesen und sie preßte wieder und wieder beide Hände auf dies klopfende, jubelnde Herz, das seine Last des Glückes nicht tragen zu können meinte. Sie hatte ihm das Versprechen gegeben, morgen zu derselben Stunde in der Kirche Santa Croce zu sein und er hatte ihr dafür geloben müssen, alle nur erdenkliche Vorsicht und Zurückhaltung

anzuwenden, um Lorenzas Argwohn nicht zu wecken, die dann sofort in eine andere Kirche zur Frühmesse sie führen oder, was noch schlimmer war, dem Vater Mitteilung ihrer Beobachtungen machen würde. Wie süß es war ein Geheimnis, unschuldig gleich diesem, mit ihm gemeinsam zu haben, um wie viel näher fühlte sie sich ihm unwillkürlich noch dadurch gerückt als zuvor!

Würde es ihm wohl gelingen, auch des Vaters Gunst sich zu erwerben? Und würde der Vater, — sie barg ganz erschrocken über die Kühnheit ihrer Gedanken ihr Köpfchen tief in die seidenen Kissen ihres Lagers, um endlich träumend die rosigen Hoffnungen weiter zu spinnen, die sie an den heutigen Abend knüpfte.

Auch Lucrezia Donatis Auge fand in dieser Nacht den Schlummer nicht, doch waren es nicht, gleich der Tochter der Pazzi, Bilder einer zukunftsfrohen Erwartung, welche sie umgaukelten. Sie wußte, daß mit dem heutigen Tage ihr Leben sich für alle Zeit gewandelt habe, um statt des sonnigen Jugendparadieses ihr fortan in grauer Oede ihren Weg zu zeigen.

Die Blumen, die sie bei dem Feste getragen, dufteten noch vor ihr auf dem Tische, wiewohl sie welk geworden, wie ihres Herzens stilles, keusches Hoffen. Lorenzo hatte sie ihr gesandt, als er von dem Turniere heimgekehrt, — es waren Veilchen, wie der Kranz, den sie ihm gegeben, die letzten Liebesgrüße, die sie miteinander tauschen durften. Ihre Hand schloß sich fester um ein Blatt Papier, welches seine Gabe begleitet, einige flüchtig hingeworfene Verse standen darauf, die sie unzählige Male schon gelesen und die sie jetzt abermals in den Schein der mattbrennenden Lampe hielt. Sie lauteten:

„Ihr blauen Veilchen, reich an Farbenpracht,
Die ihre weiße Hand im Grünen pflückte,
Woher die Luft, die Euch so lieblich schmückte,
Der Tau, mit dem Ihr uns entgegenlacht?

Was gab der Sonne solche Zaubermacht?
Wo fand den Duft, der unsern Sinn erquickte,
Des Reizes Fülle, die das Aug' entzückte,
Natur, die Süßres nicht hervorgebracht?

Ihr lieben Veilchen, jene Hand, die Euch
Im Schatten unter Tausenden gefunden,
Sie war's, die Euch geziert so wunderreich.

Die mir das Herz nahm, wie sie den Gedanken,
Den höh'ren Schwung gab in beglückten Stunden,
Ihr, die Euch wählte, dürft allein ihr danken.*)

---

*) Le poesie di Lorenzo de Medici. — Ausgabe Carducci.

Viertes Kapitel.

Der Morgen war noch nicht weit vorgeschritten, als Madonna Giannina in das Arbeitszimmer ihres Gatten trat, demselben den ersten Gruß zu entbieten. Ippolito saß bereits seit Stunden an seinem Schreibtische, von Stößen großer Bücher umgeben, aus denen er Auszüge machte, oder deren Rand er mit Bemerkungen versah. Er war so vertieft in seine Beschäftigung, daß er das Erscheinen seiner schönen Gattin erst bemerkte, als sie bereits vor ihm stand; ein Lächeln glitt über seine stillen ernsten Züge; er führte die Hand, die sie ihm reichte, an seine Lippen.

„Ihr seid es Giannina," sagte er erfreut, „und blühend, wie eine Rose, nach dem geräuschvollen Treiben des gestrigen Tages."

Sie hatte ein niedriges Polster neben seinen Sessel geschoben und darauf Platz genommen.

„Es war ein frohes, ungetrübtes Fest,“ antwortete sie heiter, „wie könnte man wohl anders, als auch frohen Sinnes am darauffolgenden Morgen erwachen! Wenn ich eines bedauert hätte, so war es allein, daß Ihr, mein Gemahl, demselben Eure Gegenwart nicht schenktet.“

„Ich bin dem unruhigen Getöse solcher Feste abhold, wie Ihr wisset,“ erwiderte er, „und opfere ungern nur eine Reihe von Stunden so leerer Lust. Doch freut es mich, wenn Ihr Vergnügen dabei findet; Euch zieht kein ernstes Studium davon ab, die Seele Euch im sorglosen Verkehre mit jüngeren Gefährten zu erfrischen.“

Giannina legte ihre Wange auf seine Hand. „Und warum, mein Gemahl, verschmähet Ihr so ganz, was Ihr für andere Erfrischung nennet?“ fragte sie mit sanftem Vorwurfe. „Um wie vieles froher würde ich sein, wüßte ich, daß Eure gütigen und nachsichtigen Augen mir eitlem Weltkinde folgten, wenn ich die Lust der übrigen um mich her teile,

ja, selbst ein Schutz erschiene mir Eure treue Hut, mich nicht völlig darin zu verlieren."

„Bedarfst Du eines solchen, mein gutes und verständiges Weib?" entgegnete er. „Ich wollte Dich noch niemals anders, als Du bist und wie Du in den neun Jahren unserer glücklichen Ehe es gewesen. Ich segne heute noch den Tag, der Dich meines Hauses Schwelle zuerst überschreiten ließ."

„Ja, wir sind glücklich gewesen, Ippolito," sprach Giannina, wie zu sich selbst.

„Sind wir es nicht noch?" lächelte er. „Wir träumen in der Jugend stürmischen Tagen vielleicht ein ander Glück, als es thatsächlich den meisten von uns das mitleidlose und sorgenerfüllte Leben bringt. Uns aber, Teure, hat das Geschick ja dennoch mit milder Hand geführt. Wenn es das Eine uns versagte, was ich um Deinetwillen mehr, als um meiner selbst beklage, so hat es uns auch manche herbe Täuschung erspart, welche Vielen die Grundlage ihres Glückes untergrub. Wir lieben uns mit anderer Liebe wohl jetzt, als da ich um Dich warb, aber doch mit besserer, als in jener ruhelosen, sehnsuchtbewegten

Zeit: mit dem Bewußtsein, daß wir uns die treuesten Freunde bleiben werden, bis der Tod uns voneinander löst."

Die Marchesa neigte zustimmend ihr Haupt. „Könnte ich die Überzeugung haben, daß ich wirklich Dir so viel geworden!" sagte sie mit leiser Melancholie. „Die großen Denker und Weisen, mit welchen Du beständig Dich im Geiste umgiebst, sind würdigere Freunde Dir wohl von je gewesen, als Dein unwissend Weib. Sie nahmen mir so viel von Dir und oftmals durfte ich nur, wie ein bittend Kind eine Belohnung heischt, eine halbe Stunde Deiner Zeit mir erschmeicheln, die Du ihnen so ungern raubst."

Er streichelte mit fast väterlicher Zärtlichkeit ihr Haar. „Zürne ihnen nicht, geliebtes Weib, wenn sie Dir zuweilen auch überlästig erscheinen. Geben sie doch unserer Seele mehr und Kostbareres, als uns die meisten derer gewähren, die uns auf unserem Wege das Schicksal entgegenführt. Und Sie bleiben uns getreu, wenn uns Jene die bittere Erfahrung ihres Unwerts lehrten; sie sind keiner Wandlung fähig, wie es Menschensinn und Menschentreue ist."

„Ich zürne ihnen nicht, Ippolito; sie fügten zu dem Adel Deiner Gesinnung die reinen herrlichen Gedanken, die Dich so hoch über alle andern Menschen stellen, daß Du mir einsam oft auf solcher Geisteshöhe erscheinst. War es mir doch stets, als umstrahle mich eine plötzliche Helle, teiltest Du mir ein weniges nur von ihrem hehrem Wesen mit, erklärtest Du mir in verständlichen Worten die erhabenen Lehren, welche sie der Menschheit zu geben sich bestrebten. — Nur jetzt," sie stockte, wie um Verzeihung bittend, zu ihm aufschauend.

„Nur jetzt bist Du ihnen abhold geworden," vollendete er, „weil sie Dir meine Gesellschaft mehr, als Du möchtest, entziehen?"

„Ja, mein Gemahl," bekannte sie, „magst Du es Eifersucht denn nennen auf die Gefährten Deiner stillen Stunden; — ich wünschte mehr, als in den letzten Monden, um Dich zu sein."

Das schöne Haupt schmiegte sich an seine Schulter, ihre Hand suchte die seine; Marchese Scandiano blickte etwas verlegen auf seine Gattin nieder.

„Mein teures Weib, ich muß mein Unrecht ein-

gestehen, ich ließ Dich in der letzten Zeit wohl viel allein. Aber siehe, eine kurze Weile mußt Du Dich noch gedulden, bis ich wieder freier über mich verfügen kann. Marsiglio Ficino bedarf meiner Beihülfe für sein neu begonnenes Werk, die Lehre Platos über die Unsterblichkeit; ich darf ihn nicht enttäuschen, da ich ihm versprochen, in seinen Studien, seiner Arbeit ihm getreulich an die Hand zu gehen. Mit großer Genugthuung daher begrüße ich Federigos Heimkehr und hoffe, daß er Dir manche einsame Stunde erheitern wird, er, der so voll sprühenden Geistes, fortreißender Lebensfreudigkeit ist."

„So hast Du beschlossen, ihn jetzt dauernd hier zu behalten?" fragte die Marchesa und ihre Stimme klang unsicher.

„Ja, Liebe; er bleibt am Hofe Lorenzos, der mit seiner baldigen Verheiratung dem kränkelnden Piero die Last der Vertretung des Hauses völlig abnehmen wird, daher guten Grund besitzt, seine Umgebung zu vermehren. Und mir auch wird unser Bruder eine Stütze sein, weil ich die gänzliche Verwaltung unserer Güter ihm zu übertragen gedenke,

deren Besitzer er ja einstmals nach Gottes Ratschlusse werden soll. — Da ist er selbst; — fürwahr, ein Sonnenstrahl für unser vielleicht oft zu lichtloses Haus."

Giannina sprang hocherrötend empor; sie wußte nicht, warum es sie peinlich berührte, daß ihr junger Schwager Zeuge der Zärtlichkeit zwischen dem Gatten und ihr geworden, doch schon hatte Federigo durch die weit offenstehende Thür sie gesehen; unbefangen, lächelnden Angesichtes, wie fast immer, trat er raschen Schrittes näher.

„Ich dringe als ein ungebetener Störer in Ippolitos Heiligtum," begann er scherzend, „weshalb erschreckt Ihr so, meine schöne Schwägerin? Kam ich doch nur, um zu erfragen, ob Ihr oder mein Bruder Befehle für mich auszuführen hättet, ehe ich mich in die Stadt begebe, wo Giuliano Medici und Francesco Pazzi mich erwarten."

Marchese Ippolito hatte Recht; — es war wie Sonnengold über des Jünglings ganze Erscheinung ausgegossen, wie schön er war! Voll freudigen Stolzes ruhten des älteren Bruders Blicke auf ihm, an dessen

Kindheit, an dessen erste Jugend er so viele Sorgfalt gewendet und der jetzt, geschmückt mit allen Vorzügen des Körpers und des Geistes, vor ihm stand.

„Die Gefährten Deiner früheren Jahre nehmen Dich, wie billig, vielfach in Anspruch, mein Federigo," sprach der Gelehrte in gütigem Tone, „und es ist begreiflich, daß Du ihren Forderungen gerne nachgiebst. Doch denke auch daran, daß Du genügend Zeit behältst, Dich Deiner Schwägerin zu widmen, sobald sie Deiner bedarf und ich nicht Muße finde, sie auf ihren Ausflügen zu begleiten."

„Wie könnt Ihr daran zweifeln, mein Bruder?" entgegnete der Jüngling lebhaft. „Ich stelle mich zu Madonna Gianninas Verfügung, so oft sie es gebietet und sie weiß, daß ich es mit Freuden thue."

„Nein, nein," wehrte Giannina hastig ab, „Ihr sollt um meinetwillen nicht opfern, was Euch Eure Freunde an Zerstreuung bereiten wollen. Ich finde Gesellschaft an Valeria Pazzi und den Töchtern Pieros, wenn ich darnach verlange."

„Nicht doch, Giannina," warf Ippolito ein, „die jugendlichen Freunde Federigos können eher

einmal warten, als meine alten, deren Ihr heute zum ersten Male leise Mißgunst äußertet. Unser Bruder aber würde Eure Gesellschaft der seiner Gefährten jederzeit vorzuziehen geneigt sein. Ein junger Ritter, gleich ihm, kann sich nicht genug unter den Augen edler Frauen bewegen; er lernt durch sie allein die zarte Rücksicht üben, die einen Mann auch noch in seinen späteren Jahren so wohl kleidet."

„So werde ich, wenn es Euch gefällt, mein Bruder, Madonna Giannina heute Nachmittag auf einem Spazierritte vor das Thor begleiten," sagte Federigo, „die Stunde mögt Ihr selbst bestimmen."

„Ich erwarte Valeria noch zuvor, mein Schwager," erwiderte Giannina, „ist es Euch zuwider, wenn sie den Ausflug mitmacht?"

„Nicht im Geringsten," lachte der junge Mann, „wenn Ihr nur nicht darauf bestehet, daß ich mich zu eilfertig in ihre Fesseln begeben soll."

„Giannina hat Dir demnach schon alles verraten, was wir zu Deinem Glücke uns erdacht?" bemerkte Ippolito. „Wir hoffen Beide, daß Dir die Jungfrau wohlgefalle."

„Sie gefällt mir, sicherlich," beteuerte Federigo, „doch lasset mir noch einige Zeit der goldenen Freiheit, in der ich mich froh und zufrieden fühle."

„Dasselbe sagt Valeria auch stets, sobald ich auf den gleichen Gegenstand komme," sprach Giannina. „Nehmt Euch in acht, daß diese seltsame Übereinstimmung Euch nicht sehr bald verhängnißvoll werde."

„Valeria ist mir doppelt anbetungswürdig, wenn sie der nämlichen Meinung," rief Federigo, „und so will ich von heute an ein Zusammentreffen mit ihr nicht mehr fürchten."

„So bange ist Dir, Wildfeuer Du, daß man Dich vorzeitig in das Ehejoch spanne?" scherzte der Gelehrte. „Schaue uns an, wie so leicht und gern es sich trägt."

„Dafür heißt Eure Gattin auch Giannina Salutati," entgegnete Federigo, die strahlenden Augen fest auf seine Schwägerin heftend, „und wenn mich eins bestimmte, Valeria Pazzi zu erwählen, so wäre es der Umstand, daß mein Pflegemütterlein von einstmals sie erzogen, wie sie es vordem mit mir gethan."

Er küßte ehrerbietig der Marchesa Hand, nickte Abschied nehmend Ippolito zu und verschwand rasch, wie er gekommen.

Auch Giannina verließ das Gemach, da sie es wußte, daß ihr Gemahl darnach verlange, seine unterbrochene Arbeit wieder fortzusetzen. Der Marchese hörte noch aus der Ferne des jungen Bruders helles Lachen, der, unter dem Fenster seiner Schwägerin vorbeireitend, dieser einige Worte zurief, und auch sein ernstes Antlitz lächelte dabei. Wie glücklich er doch war in dem Besitze jener geliebten Beiden; ihm war es, als ob jede Regung seiner Seele fortan sich zu einem stummen Dankgebete gestalten müsse zu ihm empor, der ihn so unbeschreiblich reich gemacht.

* * *

Pünktlich zur festgesetzten Stunde erschien Federigo am Nachmittage, Giannina und Valeria zu dem beabsichtigten Spazierritte zu holen.

„Ihr habt zu unserm Ausfluge heute Euren reizenden Schützling eingeladen,“ sagte er zu der

Marchesa, als Valeria bereits ihr Pferd bestiegen, „es wird Euch, wie ich hoffe, nicht verdrießen, daß Francesco Pazzi und Ferrante Sagramora uns vor der Stadt treffen werden. Ich konnte ihre Bitte nicht abweisen, als wir heute morgen zusammen waren."

Giannina zeigte sich nicht angenehm überrascht. „O Federigo, weshalb den Neapolitaner in unsere Gesellschaft ziehen?" fragte sie. „Ihr wisset, daß ich es nicht begünstige, wenn er Valeria sich nähert."

„Ihr könnet dies keinesfalls hindern, sobald er es ernstlich will," war die sorglose Antwort, „und überdies wüßte ich nicht das Geringste gegen ihn einzuwenden. Er ist, trotz seines zurückhaltenden Wesens, ein prächtiger Geselle und im Waffenspiel, glaubt mir, uns allen überlegen."

„Aber dies sind Vorzüge, die von keinem Belange sich erweisen, sollte er die Absicht haben, sich um Valeria zu bewerben. Man sagt von ihm, daß er völlig arm sei."

„Um so reicher ist dafür sie, es gleicht sich aus," erklärte er übermütig, „und nun gestattet, daß

ich Euch in den Sattel hebe, sonst möchte Valeria Neugier hegen, was wir so lange verhandeln."

Sie wollte zürnend sich von ihm wenden; es gelang ihr schlecht. Sein Arm hatte ihre Gestalt bereits, leicht wie ein Kind, emporgehoben; jetzt schaute er mit seinem unwiderstehlichen Siegerblicke bittend zu ihr auf.

„Nicht böse sein, Giannina," schmeichelte er, ihren schmalen Fuß in den Bügel schiebend, „Ippolito würde es kränken, wenn wir nicht gute Freunde blieben, — konnte ich denn jemals meines Mütterleins Zorn ertragen, wie gerecht er auch oftmals war?"

Giannina berührte mit dem Reithandschuh, den sie soeben anlegen wollte, leicht des jungen Mannes Wange.

„Geht, Sturmvogel, und pochet ein andermal nicht allzusehr auf meine Langmut, wenn Ihr es Euch ersonnen, mir einen Streich zu spielen. Ich werde heute alle Not haben, mein Amt als Hüterin Valerias gewissenhaft zu erfüllen."

Er eilte davon, sein eigenes Pferd zu besteigen,

froh, daß seine List, Valeria sich nicht völlig widmen zu müssen, so wohl gelungen. Weshalb nur sollte er schon jetzt in Hymens Ketten sich schmieden lassen, jetzt, da das Leben ihm entgegenlachte, wie nie zuvor? Mochte doch Ferrante Sagramora, den er aus einem Gegner sich so schnell zum Freunde gewonnen, der lieblichen Tochter Jacopo Pazzis seine Huldigung darbringen; es war ja immer noch Zeit, mit seiner eigenen Bewerbung hervorzutreten, wenn er entdeckt, daß sie ihm selbst den Vorzug gäbe.

„Valeria," sprach während dessen die Marchesa Scandiano zu ihrer jungen Freundin, „Federigo überrascht mich soeben mit der Mitteilung, daß er Deinen fremden Ritter von dem gestrigen Turniere, der Dir so auffällig seine Verehrung erzeigte, zu dem Ausfluge eingeladen. Ich hoffe, daß Du seine Annäherung nicht weiter begünstigen wirst, als es sich für ein Mädchen Deiner Herkunft, Deiner Erziehung geziemt und ihn, der Dir und den Deinen so völlig unbekannt, in die gebührenden Schranken zurückzuweisen gesonnen bist, wenn er sich zu viel gestatten sollte."

Federigo hatte die Damen erreicht, noch ehe Valeria eine Antwort geben konnte, die ihr, trotz ihres raschen Züngleins, etwas Mühe verursacht haben würde.

„Giannina verklagt mich, das sagt mir mein böses Gewissen,“ rief er aus, „steht Ihr mir bei, Valerina, und gebt mir recht darin, daß ich unmöglich die Bitte Messer Ferrantes verweigern konnte, der uns zu begleiten wünschte. Wann hätte je ein florentinischer Ritter es versäumt, einem Fremden gastfrei zu begegnen?“

Valeria hatte bereits ihre Unbefangenheit wiedergefunden. „Ihr thatet wohl, Federigo, den Feind von gestern heute abermals durch Großmut zu beschämen,“ erwiderte sie, „Giannina erkennt dies sicherlich gleichfalls an, doch scheut sie sich, durch ein gerechtes Lob Euch vorzeitig eitel zu machen.“

„Meine Schwägerin kennt mich und meine Fehler leider schon zu genau,“ lachte der Jüngling, „es ist weise von ihr, nicht neue noch hervorzurufen oder die zu bestärken, welche ich schon besitze. Von heute an hoffe ich jedoch in Euch eine Fürsprecherin zu

erhalten, wenn ich es zu arg getrieben und Gianninas Zorn mir droht."

„Ihr sehet nicht aus, als ob Ihr allzu große Furcht vor ihrem Zorne empfändet," meinte Valeria, „noch wird ihr gütig Herz Euch gegenüber dessen jemals fähig sein. Sie hat von je Euch arg verzogen, — glaubt nicht, daß ich mich darauf nicht mehr entsinne."

„Wohl, weil sie mir zuweilen gegen Euch beistand, wenn Ihr Euren Uebermut an mir üben wolltet? Wisset Ihr noch, wie Ihr mir die langen Locken einst, ohne daß ich es gewahr wurde, voller Disteln stecktet, weil ich nicht länger Lust hatte, Euch im Garten zu jagen und zu suchen?"

„Ihr waret freundlich und lieb allezeit mit mir wildem Kinde," sagte Valeria herzlich, „obgleich Ihr ein heranwachsender Jüngling schon, dem meine thörichten Spiele kaum noch gefallen konnten."

„Ich spielte stets noch gern mit Euch, Valeria; an jenem Tage aber hattet Ihr mich mehrfach schon geärgert, gedenket Ihr dessen wohl noch?"

„Nein, dies wäre augenscheinlich zu viel von mir verlangt," antwortete sie lachend, „ich plagte Euch oft, — wie soll ich jetzt noch wissen, auf welche Weise es damals geschah?"

„Ihr hattet mir zunächst eine Schale Wasser über eine Zeichnung gegossen, die ich für meine Schwägerin angefertigt, ein mühevolles Muster, nach welchem sie ein Kirchengewand sticken wollte."

„Ah, war es das? Ja, jetzt erinnere ich mich."

„Und dann, als ich in meinem Unmut darüber nicht übel Lust hatte, in Thränen auszubrechen, spottetet Ihr meiner Verehrung für meines Bruders Gattin, und sagtet, ich würde Zeit meines Lebens an Gianninas Rockfalten hängen bleiben."

„Ich war recht garstig und fürwitzig," gestand Valeria beschämt, „es war begreiflich, daß Ihr mit dem unartigen Kinde Euch nicht länger beschäftigen wolltet."

„Das schien Euch damals wenig einzuleuchten. Während ich mich eifrig mühte, das zerstörte Werk vor gänzlichem Untergange zu retten, hattet Ihr Euch hinter meinen Sessel geschlichen und mein Haar mit dem erwähnten Zierrat geschmückt."

„Ich glaube, Ihr hättet es nicht einmal sogleich bemerkt, wäre nicht Giannina dazu gekommen. Es war das erste Mal in meinem Leben und wohl auch das einzige, daß sie mich zankte. Dann aber stand ich grollend zur Seite und schaute zu, wie Giannina selbst Euch vorsichtig die Disteln aus den Locken löste und Euer schönes blondes Haar sorgsam wieder glättete. Ich glaube, nie zuvor hatte ich so heftige Eifersucht auf jemand empfunden, als auf Euch, Und damals schon war mir Giannina, nach meinem Vater, das Liebste auf der Welt."

Ein neckender Ausdruck überflog seine Züge. „~~denn~~ wird sie es bleiben? Wird aus Eurem jungen Herzen nie ein Anderer sie zu verdrängen fähig sein?"

Valeria spornte ihr Roß, daß es einen heftigen Seitensprung machte.

„Wer sollte sie, die Liebe, Teure verdrängen?" fragte sie.

„O, dies ist ja bei einem liebreizenden jungen Fräulein niemals mit Bestimmtheit vorauszusagen," meinte er, wie hingeworfen, „ein schöner, schwarzäugiger Ritter zum Beispiel, der sich ein Band aus

ihrem Haare aneignet und nur mit ihr und ihr allein zu tanzen sich herabläßt, auch alles daran setzt, sie heute wiederzusehen."

Giannina, die eine schweigende Zuhörerin des Gespräches gewesen, wandte sich jetzt zu ihm.

„Seid Ihr nicht unbarmherzig, Federigo, die Kleine ob der unvermuteten Huldigung so zu quälen?" mahnte sie sanft. „Euer Übermut, so scheint es mir, läßt sich bei jeder Gelegenheit freien Lauf; nehmt Euch in Acht, daß Ihr nicht eine schlimme Erfahrung damit machet."

„Valeria weiß, daß ich nichts Böses meine," entgegnete der Jüngling, „mir kam nur Einiges von dem gestrigen Feste wieder in den Sinn, da ich dort in der Ferne Euren Vetter Francesco mit Messer Ferrante auftauchen sehe. Giuliano ist ebenfalls in ihrer Gesellschaft, das ist recht. So werden wir einen fröhlichen Wettritt über die Wiesen machen können."

An der Biegung der Straße trafen die Genannten mit Federigo und seinen Begleiterinnen zusammen.

Valeria fühlte unter dem forschend auf sie ge-

richteten Blicke Gianninas, daß sie der vorhin geäußerten Weisung Gehorsam zu leisten habe und Ferrante Sagramora mit einer Zurückhaltung begrüßen müsse, welche ihr sehr wenig von Herzen ging; auch Federigo lächelte schon wieder so schelmisch zu ihr hinüber; es war doch gar zu ärgerlich, daß ihr die Freunde das junge Leben so erschwerten! Wohl oder übel mußte sie sich entschließen, ihren Platz zwischen Giuliano und Francesco einzunehmen, während Ferrante sich an die Seite der Marchesa begab.

Der jüngere Medici war mit ihrem Vetter seit früher Kinderzeit befreundet und wie sie ihre Spiele, ihre Studien stets geteilt, so geschah es auch jetzt mit allen Beschäftigungen und allen ritterlichen Übungen, welche die Tage adliger Jünglinge ausfüllten. Der um ein Jahr ältere Francesco behauptete eine gewisse Herrschaft über Giuliano, welcher dieser sich in vielen Fällen gutherzig unterwarf, während bei häufigen andern Anlässen Francesco gezwungen war, vor dem glänzenden Gefährten in den Schatten zu treten.

Die Freunde hatten kurze Zeit eine lebhafte Unterhaltung mit Valeria geführt, doch sei es, daß diese, zerstreut, ihnen nicht mehr genügende Antworten gab, sei es, daß ihre eigenen Liebhabereien sie dringender in Anspruch nahmen, die beiden Jünglinge begannen, kaum im Freien angelangt, ein Wettrennen zu veranstalten, an welchem sich Federigo und Ferrante anfänglich betheiligten, bis letzterer die erwünschte Gelegenheit wahrnahm, sich zu Valeria zu begeben, als er sich außerhalb des Brennpunktes der allgemeinen Beachtung sah.

Es konnten und durften nur gleichgültige Reden sein, die zwischen Beiden gewechselt wurden, doch was lag daran? Sie fühlten die Seligkeit ihrer gegenseitigen Nähe und waren dankbar, daß ein freundliches Ungefähr es fügte, sich nach dem kurzen Zusammentreffen in der Kirche am Morgen, an dem gleichen Tage noch ein zweites Mal zu sehen.

Federigo hatte ebenfalls die beiden jüngeren Freunde sich selbst überlassen und sein Pferd an die Seite seiner Schwägerin gelenkt.

„Es wäre schön wenn Ippolito sich zuweilen

entschlösse, uns zu begleiten," sagte er, mit einem Blicke in die lachende Landschaft hinaus, „zwischen seinen staubigen Büchern, seinen eng abgeschlossenen Wänden ahnt er es ja gar nicht, wie herrlich die Welt hier draußen ist."

Giannina seufzte leise. „Ich habe in den vergangenen Jahren oftmals den Versuch gemacht, ihn von seinen Studien hinweg in das Freie zu locken, leider stets vergebens. Er trennt mit so viel Überwindung sich von seinen begonnenen Arbeiten und liebt es auch nicht mehr zu reiten, seit er einmal das Unglück hatte, mit dem Pferde zu stürzen."

„Das beklage ich; denn wisset Ihr, daß ich meines Bruders Aussehen nicht so günstig finde, wie ich es erwartete? Ich hatte stets sein Bild vor mir, als das des kraftvollen, blühenden Mannes, welchen ich vor sechs Jahren verließ; ich fand ihn älter, weit älter, als er mir in der Erinnerung geblieben, mit einem müden Ausdruck, den ich nie zuvor an ihm gekannt."

„Ich habe oftmals auch die Bemerkung gemacht, daß er nicht so wohl aussähe, wie früher," sagte Giannina, „doch in dem täglichen Zusammensein mit

ihm vermochte ich die Änderung nicht so überraschend zu finden, als Ihr es thut, der ihn so lange nicht gesehen. Es ist dies leider auch eine Folge des Übereifers, mit welchem er sich in seine gelehrten Forschungen stürzt und ich bin machtlos, dagegen anzukämpfen."

„Erregt Euch dies nicht Besorgnisse, Giannina? Ich muß gestehen, daß ich um Ippolito bange würde, sähe ich ihn mehr und mehr noch verfallen, als er mir schon erscheint."

„So wird es vielleicht Eurer Überredung besser glücken, als bisher der meinen, ihn wieder den Genüssen des Lebens zu gewinnen," entgegnete sie, „er liebt wohl niemand so wie Euch, in welchem er gerne den Sohn betrachtet."

„Mehr noch als Euch, meine Schwägerin, sein angebetetes, schönes Weib?" fragte Federigo. „Nicht doch, Giannina, nicht vor Euch müsset Ihr mir in der Schätzung eines Andern, noch dazu Eures Gemahls, je den Vorzug geben."

Sie wußte nicht, weshalb die offene Bewunderung, die aus seinen Worten, seinem Wesen sprach,

sie, die Gefeierte, befangen machte; dennoch erwiderte sie gelassenen Tones:

„Ich bin überzeugt, daß Ippolito mich hoch und wert hält, wie es einem Gatten zukommt, der mit seinem Weibe zufrieden ist, doch auch des Mannes tiefste Neigung ist der Wandlung unterworfen. Gewohnheit wird, was wir einst Glück zu nennen pflegten und, sicher im Besitze des einst Ersehnten, erwacht in des Mannes Seele der Wunsch, seines Lebens beste Kräfte einem höheren und würdigeren Ziele zu weihen, das ihm in den Herzen derer, die nach ihm kommen, ein ewiges Denkmal sichert."

„Ist echte Liebe wirklich solcher Wandlung fähig, Madonna? Die Süßigkeit gesicherten Besitzes mag wohl dem Herzen eine innere Ruhe geben, die jenes aufregende Ersehnen, in welchem wir Erfüllung unserer Wünsche nur zu träumen wagten, uns vergessen läßt, doch zur Gewohnheit kann nicht werden, was uns das Dasein überreich und herrlich macht. — Verschließt das Auge sich jemals der Schönheit der Natur um uns, wie oft es sich auch schon daran erfreute, seit es empfänglich dafür zu werden lernte?

Und für das höchste Erdenglück, den Besitz des Geliebtesten, sollte unser Herz das Fühlen verlernen, sich abstumpfen an dem, was ebensowohl uns täglich, stündlich mit neuem Reize entgegentritt?"

Ueber der Marchesa Züge glitt ein schwermütiger Ausdruck. „Wie scharf Ihr doch über derartiges Empfinden bereits nachgedacht," sprach sie, „Euren späteren Jahren wird dennoch die Erfahrung vorbehalten bleiben, die wir so oft gezwungen zu beobachten. Jetzt schöpfet Ihr noch aus der ersten Jugend reichem Borne, die himmelstürmend die ganze Welt in einem einzigen Wesen zu verkörpern meint; wohl Euch, daß Ihr so holder Täuschung noch nachzugeben fähig seid, die vor der Wirklichkeit nur selten stand halten darf."

„Und Ihr, Giannina, die dem Leben sich nicht so entfremdet, wie es mein Bruder that, Ihr teilt meine Ansicht nicht?"

„Ich bin um sieben Jahre älter, als Ihr, Federigo; mir ziemt es nicht mehr, in das Leben hinauszuträumen, gleich Euch, der noch so wenig davon kennt."

„O glaubt doch nicht, daß ich der unerfahrene

Jüngling blieb, den Ihr einst von Euch sandtet. Mir wurde mancher thörichte Wahn bereits zerstört, während ich in fremden Ländern, an fernen Höfen lebte."

„Und dennoch habt Ihr Euch aus jener wechselreichen Zeit den schönen Glauben an ein ewiges und reines Glück gerettet, den Glauben an der Menschen Tugend und an ihren höchsten Wert? Aus den Versuchungen, die Euch so wenig, wie einem Andern erspart geblieben sein mochten, habt Ihr Euch jenen Kindersinn bewahrt, der Euch noch jetzt so wohl ansteht, obgleich Ihr innerlich, wie äußerlich reiftet?"

„Ich trug in meinem Herzen einen Talisman mit mir aus meiner Heimat hinweg, der mich davor beschützte, in jenem stürmischen Leben mich selbst zu verlieren," sprach er ernster, als zuvor, „das war die Erinnerung an Euer Haus, in welchem ich die sonnigen Tage meiner Kindheit verlebte, es war die Erinnerung an Ippolitos Lehren, an meines Bruders Sein und Wesen, zu dem ich in Ehrfurcht und Bewunderung aufblicke und Euer Bild, Giannina, die mir die Edelste der Frauen stets bleiben wird, welche

ich gekannt. In den Versuchungen, die mich umgaben, dachte ich Euer Beider und der oft ersehnten Heimat und ich fühlte es, daß ich nur dann in ungetrübtem Glücke den teueren Boden wieder betreten könne, wenn es mir vergönnt wäre, Euch rückhaltslos in die Augen schauen zu dürfen, Eure Prüfung zu bestehen."

Er war jetzt dicht neben ihr; seine Hand streckte sich ihr entgegen und sie legte ihre Rechte in die seine zu langem, warmem Drucke. Wohl war es Freude, die sie in diesem Momente hätte empfinden müssen; was wollte die seltsame Wehmut, die sie unwillkürlich dabei durchdrang?

„Sind wir nicht zu beneiden, Ippolito und ich, einen solchen Sohn zu besitzen?" fragte sie, sich zum Scherze zwingend.

Er neigte sich über die Hand, die er noch immer in der seinen hielt. „Lasset mir das Vorrecht, Euer Bruder fortan zu sein, wie ich es gestern schon erbat," sagte er herzlich, „und glaubt mir, daß meine Ehrerbietung sich nicht mindern wird, wenn Ihr diesen Platz mir zugestehet. Verlangt nicht länger von mir,

daß ich als Sohn zu Euch aufschaue, sondern haltet mich der hohen Auszeichnung würdig, nach Ippolito Euch der treueste Freund auf Erden bleiben zu dürfen."

* * *

In einiger Entfernung hinter ihnen folgte Ferrante Sagramora mit der Tochter Jacopo Pazzis.

„Wollet eine Frage mir beantworten, holdes Fräulein," begann der Edelmann, als er sich überzeugt, daß das voranreitende Paar ihnen keine Aufmerksamkeit schenkte und auch Giuliano und Francesco außer Hörweite waren.

Valeria schaute erwartungsvoll zu ihm auf.

„Als ich heute die Turniergenossen vom vergangenen Tage wieder sah," fuhr Ferrante fort, „wurde Eurer zufällig auch gedacht und des Jünglings, der mir gestern ritterlich den Preis abtrat. Ist es wahr, daß Eure beiderseitigen Anverwandten Euch für einander bestimmten und seid Ihr von dieser Absicht unterrichtet?"

„Es ist ein Wunsch Giannina Scandianos, der diesen Plan in das Leben gerufen," antwortete Valeria, „auch mein Vater ist demselben nicht abgeneigt."

„Euer Vater und die Marchesa! Ihr füget nicht hinzu, wie Ihr darüber denkt," sprach er dringender. „Ist man Eurer Zustimmung zu einer derartigen Familienverbindung bereits gewiß? Würde es Federigo Scandiano gelingen, Euch zu gewinnen?"

„Er ist mir lieb und längst vertraut, wie es ein Bruder nur sein könnte, nicht mehr," sagte Valeria stockend, in süßer Angst, daß es jetzt zu einer Erklärung seinerseits kommen müsse, „mein Vater würde mich nicht zwingen, ihn zu wählen, wenn ich keine Neigung für ihn hege."

„Messer Federigo ist schön, anmutig und gewandt," bemerkte Ferrante, „er wird zu schnell nur es versuchen, ob Euer Herz seinen Vorzügen gänzlich unempfänglich sich zeige. Und er ist der Erbe eines großen Besitzes, wie mir seine Freunde erzählten."

„Glaubt Ihr in der That, daß dies Letztere mich ihm geneigter machen würde?" fragte Valeria

vorwurfsvoll. „Wenn ich ihn liebte, wäre es mir das Gleiche, ob er arm oder reich; ich würde dem Geschicke vielmehr dankbar sein, wenn ich ihm das Leben durch die Mittel verschönen dürfte, die mir vor vielen andern voraus gegeben sind."

Er sollte es nicht glauben, daß er ihr weniger wert als Bewerber sein werde, weil man ihn arm nannte, ging es durch ihre Seele, mochte auch die Scheu ihr dieses zu bekennen, ihm noch die Lippen schließen. Und er antwortete nicht; sie vernahm nur, wie er schwer und mühsam atmete. Giuliano und Francesco kamen jetzt lachend und lärmend dahergestürmt, das Paar in ihre Mitte zu nehmen; Ferrante ging in seiner ruhigen, zurückhaltenden Weise auf ihre Scherzreden ein, Valeria suchte ebenfalls sich in das Gespräch zu mischen, doch ihre Gedanken blieben fern davon. Zuweilen erhoben ihre Blicke sich verstohlen zu dem ernsten Angesichte ihres Begleiters, — zweifelte er noch daran, daß sie ihn liebte, die ihm — sie gestand es mit Beschämung sich ein — so viele Beweise bereits davon gegeben und wenn er

es fühlte, daß seine Neigung erwidert sei, weshalb vermied er es, das beseligende Wort zu sprechen, das jede Schranke zwischen ihnen niederwerfen mußte, indem es sie zu der Seinen machte?

Fünftes Kapitel.

Die Hochzeit Lorenzos de Medici mit Clarice Orsini fand wenige Monate nach dem Verlöbnisse zu Rom statt, ohne daß der junge Bräutigam seine zukünftige Gattin gesehen. Auch zu der Vermählungsfeier erschien er nicht; sein Oheim Filippo mußte ihn vertreten und er unterließ es sogar, für sein und Giulianos Fernbleiben einen genügenden Grund anzugeben.

Seine Gleichgültigkeit der ihm zugedachten Gemahlin gegenüber war so groß, daß er sich nicht einmal entschloß, sie selbst aus ihrem Elternhause abzuholen und so blieb Clarice noch längere Zeit bei den Ihren, wie es die Mehrzahl der Bräute des fünfzehnten Jahrhunderts zu thun gezwungen war,

bis sich eine günstige Reisegelegenheit ihnen bot, die neue Heimat zu erreichen.

Lorenzo sandte einige Male kalthöfliche Schreiben an seine Angetraute, welche von ihr in der nämlichen Weise erwidert wurden; sein Gehorsam gegen die Eltern vermochte sich nicht weiter zu überwinden, als bis zu diesem Zugeständnisse; im übrigen regelte er seine Lebensweise nach den gewohnten Pflichten, als ob es in der Ferne kein junges, liebenswertes Weib gäbe, das seiner Ankunft als der Verkündigung ihres Glückes harre.

Als jedoch der Sommer weiter vorrückte und die heiße Jahreszeit das Reisen beschwerlich zu machen drohte, entschlossen sich die Eltern Claricens, die Tochter unter dem Schutze ihrer Diener und einiger Anverwandter ihres Hauses selbst nach Florenz zu senden, welches zu erreichen man auch bei günstigen Wegen und Wetter sieben Tage brauchte.

Diese zweite Hochzeitsfeier mußte sich naturgemäß glänzender gestalten, als die erste, bei welcher der Bräutigam fehlte und so hatte man im Palaste der Medicis schon wochenlang zuvor umfassende Vor-

bereitungen getroffen, die junge Braut würdig zu empfangen. Aber auch im weitesten Umkreise von Florenz, wie in der Stadt selbst, war es ein Ereignis, das von hoch und niedrig gerne mitgefeiert wurde. Man hatte sich gewöhnt, die Medicis seit langem als die erste Familie der Republik zu betrachten, die große Zahl ihrer Anhänger nahm an ihren guten und widrigen Schicksalen teil, als ob es die eigenen seien und was an Gegnern sich insgeheim und offen wider sie erhob, wagte nicht damit hervorzutreten in einer Zeit, da die Wogen der Begeisterung für sie höher, als jemals, gingen.

Schon tagelang vor dem Einzuge der Braut waren Geschenke von nahe und ferne an Piero und die Seinen gelangt, — eine Art von Tribut, den man gewöhnt war bei ähnlichen Anlässen an Herrscherfamilien zu geben und der teils in Erzeugnissen des Landes: Wein, Früchte, Gemüse, Wachs, teils in Hühnern, Kapaunen, Kälbern, Lämmern und Wildpret bestand. Diese Gaben wurden jedoch nicht im Hause der Schwiegereltern verwendet; sie wurden unter eine Anzahl angesehener Bürger verteilt, bei

Lorenzos Hochzeit unter tausend Familien, welche den Medicis ergeben und geneigt waren.

Als Gegengabe erhielten die Neuvermählten dafür von den Beschenkten Ringe oder andere Kleinodien; von den ersteren, welche man als besondere Symbole des Glückes betrachtete, gingen nicht weniger als fünfzig für das junge Paar ein.

Die Hochzeiten vornehmer Toscaner erforderten wegen der ausgedehnten Gastfreundschaft, die man dabei zu üben pflegte, stets einen großen Kostenaufwand; wer diesen scheute, konnte sicher darauf zählen, von seinem Ansehen einen nicht geringen Teil in den Augen seiner Mitbürger zu verlieren. Von den Mediceern durfte man einen solchen Mißgriff nicht voraussetzen; übel angebrachte Sparsamkeit gehörte nicht zu ihren Fehlern und ihr Fest mußte sich daher zu einer großartigen Kundgebung des Wohlwollens für ihre Untergebenen gestalten. Nicht nur im Palaste Pieros, auch in den Häusern seiner Brüder Carlo uud Tommaso wurden offene Tafeln gedeckt, an welchen jeder bewirtet werden sollte, der Glück zu wünschen kam.

Die Menge des Konfektes, welches man austeilen wollte, zählte nach Tausenden von Pfunden und gleichzeitige Chronisten wissen zu berichten, daß in den Tagen jener Feste in jedem der mediceischen Häuser weit über hundert Faß Wein ausgeschenkt wurden.

* * *

Vor dem Palaste Pieros war ein großes Brettergerüst, mit farbigem Tuch umkleidet, aufgeschlagen, welches später zum Tanze benutzt werden sollte; dort war am Morgen der Vermählungsfeier eine Anzahl reichgekleideter Jungfrauen versammelt, welche die Braut und ihr Gefolge in das Haus zu geleiten auserſehen waren.

Clarice Orsini hatte die erste Nacht ihrer Anwesenheit in Florenz bei der den Ihren befreundeten Familie degli Alessandri zugebracht; die Oheime ihres Gemahls holten sie von dort; unter dem Vorantritt von Trompetern und Pfeifern ritt der Brautzug durch die Straßen, hinter der prächtig gekleideten Tochter der Orsinis die beiden Mediceer, und eine

Schaar von Brautführern und Jungfrauen, welchen sich die Dienerschaft beider Häuser anschloß.

An der Treppe seines Hauses stand, von allen seinen Kindern umgeben, Piero de Medici, im Halbkreise zu beiden Seiten die ihm am nächsten befreundeten, vornehmen Bürger und Beamten. Rechts von ihm hatte Lorenzo seinen Platz eingenommen, in reichem Gewande, wie alle Mitglieder seiner Familie, doch schlecht paßte in den Rahmen seines Festes die halb gleichgültige, halb verdrossene Miene, welche der junge Bräutigam zur Schau trug. Sein Antlitz erhellte sich auch nicht, als die Klänge der Musik, der Jubelruf des Volkes das Nahen seiner Braut verkündigten, die, von Carlo de Medici unterstützt, jetzt gewandt aus dem Sattel glitt und unter das festlich geschmückte Thor des Palastes trat.

„Sie ist nicht so schön, wie Lucrezia," war der einzige Gedanke, der durch Lorenzos Geist flog, als er seinen Vater auf Clarice zuschreiten sah, um, ihre Hand ergreifend, sie auf die Stirn zu küssen.

„Heil Euch und Segen, meine vielgeliebte Tochter," hörte er den Vater sagen, „möge die Ma-

donna, welche Euch auf Eurem Wege zu uns schirmte, diesen Tag Euch den Anfang einer langen Reihe hochbeglückter Jahre werden lassen!"

Er legte ihre Hand in die des unbeweglich stehenden Sohnes. „Nimm sie, Lorenzo, von dieser Stunde als Dein eigen und lasse sie des Himmels Gnade Dir werden, was mir Deine Mutter ist."

Die Hände der Vermählten ruhten einige Sekunden ineinander, leblos, ohne sich zu halten, dann zog die leise bebende Hand des jungfräulichen Weibes sich aus der kühlen, widerwilligen des Mannes, der, ohne ein Wort zu äußern, zurücktrat, seiner Mutter Raum zu geben, welche Clarice mit warmem Gruße in die Arme schloß.

Lorenzo heftete erst jetzt den Blick fest und prüfend auf die ihm bestimmte Gattin, die er mit vollem Rechte als eine der Lieblichen ihres Geschlechtes zu bezeichnen vermocht hätte, wenn nicht sein Herz von einem andern Bilde erfüllt gewesen, in seinem Schmerze, seiner aufopfernden Entsagung von ergreifenderer Schönheit, als die Natur allein sie je verleihen kann.

Lucrezia Donati fehlte heute unter den Jungfrauen, welche Clarice zu empfangen gekommen; Lorenzo preßte die Lippen zusammen, — vielleicht war es besser so; er wußte, daß es ihm unerträgliche Pein bereitet haben würde, die Geliebte neben der ihm aufgedrungenen Gattin zu sehen. Die Stimme seiner Mutter riß ihn aus seiner Versunkenheit.

„Willst Du Clarice nicht in den Festsaal führen?“ erinnerte Lucrezia Tornabuoni mißbilligend. „Du siehst, daß Deine Gäste warten.“

Er trat an die Seite seiner Braut, dem Gebote Folge zu leisten, durch eine Reihe prunkvoll und künstlerisch ausgestatteter Gemächer sie in den Saal zu geleiten, in welchem das Festmahl stattfinden sollte. Clarice, wohl von seinem kalten Empfange eingeschüchtert, schritt gesenkten Hauptes neben ihm einher; ein Gefühl, das dem Selbstvorwurfe nicht ganz unähnlich, stieg in ihm empor; er empfand, daß er etwas sagen müsse und dennoch war es ihm, als ob zu einer jeglichen Anrede ihm in diesem Momente die Worte fehlten.

„Möge es Euch in dem Hause wohlgefallen,

Clarice, dessen Herrin Ihr von heute an sein werdet," sprach er endlich und erschrak gleichzeitig, wie gezwungen es doch klang.

Claricens Hand erzitterte in der seinen. „Seid versichert, erlauchter Gemahl," antwortete sie befangen, „daß ich mich bestreben werde, meinen Pflichten getreulich nachzukommen, Euch zu ehren, Euch zu dienen, Euch — zu lieben," hatte sie sich vorgenommen, ihm zu sagen, als sie in der langen Zeit, die zwischen ihrem Verlöbnisse und dem Heute lag, der ersten, zu wechselnden Worte gedachte, doch der Mut gebrach ihr dieses letzte Gelübde auszusprechen. Hatte er doch in seinen seltenen Briefen niemals es gesagt, daß er sie lieben und hochhalten wolle, als das Theuerste auf dieser Welt, — sollte sie zuerst ihm ein Versprechen leisten, das ja auch seine kühle Anrede kaum herauszufordern schien?

Er achtete ihres Verstummens nicht; er begab sich mit ihr zu dem Ehrenplatze, der unter einem Baldachine für sie bereitet war, welcher die vereinigten Wappen Derer von Orsini und von Medici

zeigte, während des nun folgenden Mahles mit ritterlicher Aufmerksamkeit für sie sorgend.

Clarice nahm seine Dienste mit schüchternem Danke hin; in dem Bewußtsein, daß so Vieler Augen auf ihr ruhten, zwang sie das Empfinden schmerzlicher Bangigkeit zurück, welches sie seit ihrem Eintritte in das neue Heim überkommen. Lorenzo hatte scheinbar seine gute Laune wiedergefunden; er scherzte mit seinen in der Nähe sitzenden Anverwandten, mit den Freunden seines Hauses und Clarice lauschte auf seine Worte wie auf den Klang seiner Stimme, die sie bereits gerne hörte, jedesmal vor Freude erglühend, wenn er eine Bemerkung an sie richtete.

Als das Mahl beendet war, eilte die Jugend hinaus vor die Thore des Palastes, um auf dem Gerüste vor demselben den Tanz zu beginnen. Lorenzo eröffnete mit der Neuvermählten die Reihe der Paare, um dann Clarice einem seiner Schwäger zu überlassen; als ihre Blicke ihn wenige Minuten später suchten, war er aus der Schar seiner Geladenen verschwunden.

*   *
*

In dem benachbarten Hause der Donatis verlebte Lucrezia einsam den Tag, an welchem der Geliebte ihrer Jugend die Gattin empfing. Ihre Eltern waren der Aufforderung gefolgt, das Fest mitzufeiern, die Dienerschaft vergnügte sich am Zuschauen der Lust der vornehmen Gäste; es war niemand in ihrer Nähe, der sie in ihrem Sinnen störte, das sich auf das Vergangene richtete, das Vergangene, welches niemals wiederkehren sollte, — einem leuchtenden Sterne gleich, der an dem Firmamente des Lebens gesunken, aus der Brüder glücklicheren Scharen schwindend, denen ein neuer Aufgang beschieden.

Zuweilen auch drang von dem Festesplatze her ein greller Ton der aufjauchzenden Musikweisen und die einsame Jungfrau im Fensterbogen zuckte jedesmal zusammen, wenn sie ihn vernahm. Ob Lorenzo ihrer wohl gedachte, während er die fremde, ach, gewiß holdselige Braut zum Tanze führte? Sie sagte sich, daß es eine Sünde sei, solches zu wünschen und fühlte es im gleichen Augenblicke, daß es sie schmerze, wähnen zu müssen, wie er sie schon so ganz vergessen.

Horch — welch ein Schritt kam plötzlich durch

den Hausgang daher? Täuschten ihre Sinne sie, — konnte es der wohlbekannte sein, dessen Nahen sie in verflossenen Tagen stets mit Entzücken gelauscht? Sie erhob sich aus dem Sessel, in welchem sie geruht, um nach der Thür zu gehen, — doch schon wurde dieselbe heftig aufgerissen, — er war es; mit tödlichem Schrecken erkannte sie ihn, Lorenzo de Medici, der sich von seinem Hochzeitsfeste hinweggestohlen, um zu ihr zu eilen.

Er ließ sie nicht dazu gelangen, das Wort der Überraschung, des Vorwurfes auszusprechen, das er in ihren Zügen las; das Knie vor ihr beugend, preßte er seine Lippen in stürmischen Küssen auf ihre Hand.

„Verzeihung, Lucrezia," stammelte er dazwischen, „ich weiß, was Du mir sagen willst, — ich weiß, daß ich einen herben Tadel von Dir, der Reinen Engelgleichen, verdiene, deren Ruhe ich nochmals zu trüben komme, — ich konnte nicht anders, ich mußte Dich noch einmal sehen."

Sie legte ihre Linke auf seine heiße Stirn. „Es ist der Tag Deiner Hochzeit heute, Lorenzo,"

erinnerte sie leise, „und an diesem selbst vermagst Du Dich nicht soweit zu überwinden, Deine Braut nicht auf das Tiefste zu kränken, indem Du sie verlässest?“

„Sie tanzt mit Guglielmo, Francesco und den Andern,“ erwiderte er, „und wird mein Entweichen kaum gewahr worden sein. — Ich hörte heute früh, daß Du krank seiest und Du fehltest unter den übrigen Jungfrauen; die Sorge um Dich ließ mich nicht ruhen, deshalb kam ich her.“

„Ich bin nicht krank,“ sagte sie unsicher, „in dem Sinne wenigstens nicht, wie Du es verstandest. Daß ich mich ein wenig unpäßlich fühlte, war mir ein erwünschter Vorwand, Deinem Feste fern zu bleiben. Wie innig ich Dein Glück ersehne und für Dich erhoffe, — ich war nicht stark genug, Zeugin desselben zu sein.“

„Glück, Lucrezia?“ wiederholte er schmerzlich. „Du brauchst ein Wort, an das Du selbst für mich nicht glaubst. Mir ist es, als habe ich mich noch niemals so elend gefühlt, als heute.“

„Und dennoch sagt man, daß es ein anmutiges

und an inneren Vorzügen reiches Wesen ist, welches Du die Deine nennst," bemerkte Lucrezia.

„Es kann sein, daß sie andern wohlgefällt und es kann sein, daß sie mich an Tugenden weit überragt," entgegnete er, „ich aber wählte sie nicht freiwillig, sie ward mir aufgezwungen; ich vermag sie nicht zu würdigen, wie sie vielleicht es verdiente."

„Du wirst es lernen, mein Lorenzo — einmal noch darf ich Dich wohl so nennen," sprach sie milde, „Dein Herz ist zu groß und edel, um es sie jemals empfinden zu lassen, was nicht ihre Schuld, die gleich Dir, dem Willen ihrer Eltern gehorchte. Und müssen wir uns der unerbittlichen Notwendigkeit fügen, die uns voneinander schied, so ist es unsere Pflicht, wie Gottes Gebot, daß wir uns in Demut beugen sollen und unser Leid zum Unsegen nicht für andere werden lassen. Wir werden uns nicht wiedersehen, Du lieber, einstiger Gespiele; noch einmal flehe ich Dich darum — um meinetwillen und auch um Deiner selbst. Du wirst in Deines jungen Weibes Seele nicht den Keim eines Mißtrauens senken, das sie unfehlbar hegen müßte, hörte sie

davon, daß wir einander lieb gehabt und nicht die Kraft behielten, uns fortan fern zu bleiben. Bedenke, daß sie jetzt ein Recht besitzt, zu fordern, was Du ihr so widerwillig zu geben Dich verstehst und bedenke auch, daß wir ein Glück zu finden vermögen in treuerfüllter Pflicht."

„Du vermagst es, Lucrezia, die eine Heilige zu werden verdient," sagte er düster, „nicht ich, der Dir nicht gleich an Entsagung und innerer Kraft."

„Auch Du wirst es vermögen, Lorenzo, sei dessen gewiß, denn hohe und herrliche Pflichten warten Deiner, außer dieser einen. Dich stellte Gott an einen Platz, an welchem die Augen Tausender auf Dir ruhen, von Dir erhoffend, daß Du mit Ehren ihn einnehmest, wie es die Deinen thaten, welche vor Dir auf denselben berufen worden. Dir ward ein größerer Vorzug noch vor Jenen zu Theil, denn wohlgefestigt wurde die Herrschaft Dir, die Du glorreicher vielleicht noch als Deine Väter ausüben sollst, und ein blühend Erbe ist es, das Dir mühelos und kampflos in den Schoß gefallen. Willst Du in eigenem, kleinem Leid verzagen, wo Dir das Schicksal

so vieler Anderer in die Hände gegeben ist, willst Du der Vorsehung grollen, die Dir den einen heißen Wunsch verweigerte, — vielleicht um Dich im Schmerze zu prüfen, auf daß Du an dem Schmerze anderer nicht achtlos vorübergehst? In des Glückes Fülle, so lehrte uns Deines Vaters Freund, Marsiglio Ficino, verliert sich selbst das reichste Herz, um unempfindlich zu werden für den Weheschrei, der aus der Menschheit ungezählter Menge unser Ohr allstündlich trifft, — Dich wird ein Vorwurf, ähnlich diesem, niemals erreichen können, denn Dein Auge ward durch eigene Thränen sehend gemacht für das Weinen um Dich her, Dein Ohr wird fremder Klage sich niemals verschließen."

Er hielt sein Antlitz eine Weile stumm in ihr Gewand gedrückt. „Du sprichst von mir, Lucrezia, stets nur von mir," sagte er endlich, „meinst Du, daß ich in meinem Schmerze nicht auch Dein gedenke, nicht mich erinnere, daß Dich mein Gehorsam gegen die Eltern um Deines Lebens Glück betrog? Und fühlst Du so wenig für mich, um mich so unbewegt aus Deinem Leben scheiden zu sehen, ist alles,

alles nur kalte strenge Pflicht in Dir, neben welcher nicht einmal eine Regung des Bedauerns Raum gewinnt, mich verloren zu haben?"

Es war ein seltsamer, fast überirdischer Glanz in ihrem Auge, als sie sich über ihn neigte.

„Nein, mein Lorenzo; zweifle nicht daran, wie viel Du meinem Herzen warest, — so viel, daß auch das geliebteste Bild darin dem Deinen weichen mußte. Doch teurer noch, als meiner Seele Frieden, wird mir der Deine sein, in welchem Deiner Zukunft Heil beruht, darum strebte ich, seit ich um Dein Verlöbnis wußte, darnach, das Opfer Dir, im Hinblick auf mein eigenes Los nicht noch schwerer zu machen. — Vielleicht hat Gott mit mir Barmherzigkeit, des Lebens Kette mich nicht allzu lange mehr tragen zu lassen, doch möchte ich nicht scheiden, ohne die Gewißheit, daß ich ein Recht besaß, Deiner so stolz zu sein, wie ich es von dem ersten Aufgange unserer seligen Liebe an gewesen."

Er blickte zu ihr empor, anbetend, wie man zu einem Gnadenbilde blickt; zu sprechen vermochte er nicht.

„Du wirst mir nicht den größeren Schmerz bereiten, mich in Dir getäuscht zu sehen?“ fragte sie, durch Thränen lächelnd. „Du wirst es werden, was mein thöricht Herz in Dir so lange zuvor schon ahnte: — der Besten einer, die je Deinem Volke lebten.“

Und er murmelte kaum verständlich: „Ich will mich bemühen, es zu werden, — um Deinetwillen.“

Sie zog langsam ihre Hand aus der seinen. „So gehe hin zu ihr, Lorenzo, die Deiner harret, damit kein Schatten ihr in dieses Tages Freudenschimmer falle.“

Er trat von ihr zurück, unfähig ihrem Gebote sofort zu gehorchen; ein leidenschaftliches Verlangen ergriff ihn, jene süßen, reinen Lippen einmal noch, ein letztes Mal zu küssen; er wagte nicht, sie darum zu bitten, noch ohne ihre Gewährung sich diese Gunst zu rauben.

Sie bemerkte seinen inneren Kampf, sie wußte aber ebensowohl, daß ihre Macht über ihn größer sei, als die Versuchung, der er beinahe zu erliegen drohte.

„Gehe, mein über alles Geliebter," mahnte sie noch einmal sanft, „lasse uns dieser Stunde nimmermehr mit einem Vorwurfe gedenken müssen."

Er ging hinweg, ohne den Blick noch einmal zurückzuwenden. In den Jubel, in das Durcheinander des Festes drang die Nachricht nicht, daß eine der heimkehrenden Dienerinnen des Donatischen Hauses ihre junge Herrin bewußtlos auf dem Boden des Zimmers gefunden, Blutstropfen auf den Lippen, Blutflecken auf dem weißen Schleiertuche, welches Hals und Busen ihr verhüllte.

* * *

Unter den Gästen, die man zu ihrer Hochzeit geladen, tanzte inzwischen Clarice Orsini mit dem Gatten ihrer Schwägerin Bianca, Guglielmo Pazzi, aber während sie den Schmeichelreden ihres neuen Verwandten lauschte, der nicht müde werden wollte, ihre Schönheit und Anmut zu preisen, schweiften ihre Augen mehrmals suchend in der Menge umher,

ob sich Lorenzo ihr nicht wieder nähere, den sie unter den Versammelten nicht zu entdecken vermochte.

„Ihr vermisset Euren Gatten, holde Schwägerin," bemerkte endlich Guglielmo, ihre Zerstreutheit gewahrend, „auch ich sehe ihn seit geraumer Zeit nicht mehr. Lorenzo ist ein unaufmerksamer Liebhaber der nicht zu schätzen weiß, was ihm mit Euch zu Teil geworden."

„Lorenzo und ich sahen uns vor wenigen Stunden zum ersten Male, denn der Begegnung des vorigen Jahres, von welcher man mir berichtete, erinnere ich mich nicht," antwortete Clarice begütigend, „Ihr nennet ihn einen Liebhaber; er kann es kaum sein, da er mich noch nicht kennt."

„Wäre es möglich, daß er Euch nicht lieben sollte, vom ersten Augenblicke, da er Euch gesehen?" entgegnete Guglielmo befremdet. „Ihr seid zu schön, um nicht sofort zu entzücken; war ich doch selbst überrascht, als mir das Glück lächelte, Euch begrüßen zu dürfen."

„Meinet Ihr, daß ich Lorenzo gefiele?" sprach Clarice naiv. „Ich möchte es wohl, denn es ist

meine Pflicht, ihn zu lieben und zu ehren, dessen Gattin ich geworden, — so wäre ich froh und dankbar, wenn er es in gleichem Maße erwiderte."

„Ihr denket hoch von Eurer Pflicht, die Euch auferlegt ward, ohne daß man Euch darum befragte, wie es auch Lorenzo erging. Doch es ist Brauch unserer Heimat so, daß es geschehe und wir haben uns mit dem abzufinden, was man von uns verlangt."

„Mir ward gesagt, die Eltern, die uns unser Los bereiten, könnten anderes nicht, als das beste für uns wählen," meinte Clarice nachdenklich, „ich bin in diesem Glauben hierher gekommen, so wie ich auch Freude empfand, als meine Mutter mir ankündigte, ich sei Lorenzo de Medicis Verlobte."

„Und seit Ihr hier eintrafet hat sich Euer Sinn geändert, Madonna?" forschte Guglielmo. „Hat man Euch nicht empfangen, wie Ihr es gehofft und wie Ihr es erwarten durftet?"

„Ihr sahet es am heutigen Morgen, daß man äußere Pracht nicht sparte, mich, meiner Eltern Range würdig, zu empfangen," lautete die Antwort Clarices, „mein Vater Piero und meine Mutter Lucrezia waren

lieb und gütig zu mir, wie meine Schwestern und der junge Giuliano, — nur Lorenzo, —“

„Nun er?“ fragte Guglielmo, als sie stockte. „Ließ er es an Ritterlichkeit oder an Güte fehlen?“

„Nicht das,“ sprach sie zögernd, „ich meinte nur, er würde sich gleich mir freuen, daß wir endlich zueinander kämen.“

Er begann Mitleid mit der jungen Braut zu empfinden, die ihre Enttäuschung über das kalt ablehnende Wesen ihres Gemahls nur schwer zu verbergen fähig war.

„Ihr müsset Euch gedulden, Madonna Clarice,“ sagte er ruhig, „und auch Lorenzo Zeit lassen, sich in das Verhältnis zu Euch zu finden. Er schätzt und ehrt Euch, auch weiß er, was er Eurem hohen Hause schuldig ist und wird nie eine Aufmerksamkeit Euch gegenüber versäumen. Doch, wie Ihr selbst bemerktet, Ihr waret ihm und seid ihm bis zur Stunde eine Fremde, die dennoch bald die liebste Gefährtin ihm werden wird, deshalb verzaget nicht, wenn er nicht sogleich Euch begegnete, wie Ihr es hofftet. — Sehet, da kommt er selbst, von meinem Platze mich

zu verdrängen, den ich gern noch lange, lange inne gehabt hätte."

In der That war es Lorenzo, der sich jetzt durch die Reihen Bahn machte, um zu seiner Angetrauten zu gelangen. Clarice bemerkte, daß seine Stirn umwölkt, seine Miene gleichgültig und verdrossen war; ein Gefühl unendlicher Bangigkeit drohte sie von neuem zu überwältigen; was war es nur, das ihm den Sinn beschwerte an einem Tage, der ihm ein Fest der Freude sein sollte?

„Endlich, Lorenzo," rief Guglielmo seinem Verwandten entgegen, „kehrst Du dorthin zurück, wo Du beständig hättest weilen müssen. Sieh, Deine holdselige Gattin war bereits in Sorge um Dich, wo Du so lange ausbliebest."

Der junge Bräutigam küßte die Hand Claricens, ohne seines Schwagers Rede zu achten; er war zu stolz, für seine Abwesenheit einen Vorwand zu heucheln und empfand dennoch, daß er einen Grund dafür anzugeben habe.

„Ich hatte eine Unterredung, die ich nicht aufzuschieben vermochte," erwiderte er kühl, „und hoffe,

Clarice, daß Euch Eure Schwäger mein Fernbleiben zu kürzen verstanden."

„Ich vermißte Euch dennoch," sagte sie leise, voll schüchterner Innigkeit.

„Dafür werde ich während der übrigen Zeit des Festes nicht von Eurer Seite weichen," entgegnete er mit etwas größerer Wärme, als zuvor.

Die karge Freundlichkeit, die er ihr spendete, rief abermals einen hellen Freudenschimmer in ihrem Antlitz hervor; wenn Lorenzo sie in diesem Momente angeschaut, er hätte sie unendlich lieblich finden müssen.

Er hatte keinen Blick für sie; sein Auge schweifte in Zerstreuung über die geputzte lachende Menge, während vor seinem Geiste beständig eine einzige Gestalt nur auftauchte, ein süßes blasses Engelsangesicht von goldblondem Haar umflossen, das keine Ähnlichkeit mit dem blühenden rosigen Weibe an seiner Seite besaß, welchem von heute an seine Pflicht gehörte.

Doch Lorenzo war an diesem Tage nicht der Einzige, der schweren Herzens, einsam mit seinem Kummer, in dem allgemeinen Festesjubel stand, der ihm zu Ehren veranstaltet worden.

In einer Nische, welche durch buntfarbige Teppiche gebildet wurde, standen etwas abgesondert von den übrigen Valeria Pazzi und Ferrante Sagramora. Der neapolitanische Edelmann war, wie sie es gewünscht, schon seit längerer Zeit in dem ihn umgebenden Kreise kein Fremdling mehr. Seine Altersgenossen mochten, trotz seines schwermütigen Ernstes, seine Gesellschaft nicht entbehren und er selbst mühte sich aus seiner Zurückhaltung, so viel als möglich, herauszutreten, um häufiger in die Häuser geladen zu werden, in welchen er Valeria treffen konnte.

Man hatte sich allmählich daran gewöhnt, ihn als Begleiter des schönen Mädchens zu sehen, man wußte, daß er ihr huldige und daß sie diese Huldigungen gern entgegennähme. Dem Vater selbst war es nicht länger verborgen geblieben, daß seines Töchterleins Herz nicht unberührt von der Bewunderung mehr sei, die Ferrante ihr fast offenkundig zollte und seltsam genug, — der stille wortkarge Südländer schien sich das Wohlwollen Jacopo Pazzis in weit höherem Grade errungen zu haben, als die anderen jungen Ritter, die sich um die Gunst Valerias bewarben.

Und sie selbst? Es war nach all dem unruhigen Sehnen und Zweifeln ein tiefer Friede, eine selige Zuversicht in ihr Herz gezogen. Sie wußte, daß sie ihn liebe, wie sie in ihrem jungen Leben nie etwas geliebt und daß sie nichts anderes mehr zu träumen vermöge, als dereinst sein eigen zu sein.

Sie hatten sich in den verflossenen Monaten oftmals gesehen; im Hause des Vaters war, wie in dem der Medicis und vieler reicher Familien, täglich offene Tafel. Unangemeldet durfte Jeder dann erscheinen, der zu den Freunden des Gastgebers zählte, Künstler, Gelehrte, die ausländischen Ritter, welche sich vorübergeheud in Florenz aufhielten, fanden ihren Platz an dem wohlbesetzten Tische bereit; die schöne Sitte schrankenloser Gastlichkeit diente nicht zum wenigsten dazu, das geistige Leben in der Arnostadt zu fördern, im regsten Austausche gegenseitiger Meinungen manch zündend Wort, manch tiefeingreifende Rede hervorzurufen, die lange noch in den Gemütern der Gefährten nachklangen.

Ferrante hatte von der Aufforderung Jacopo Pazzis einen selteneren Gebrauch gemacht, als von

denjenigen seiner übrigen Gönner, und Valeria dies im stillen zuweilen beklagt, während ihrem Vater die Bescheidenheit des jungen Mannes wohl zu gefallen schien. Doch ob in jedem Momente, in welchem er sich ihr gegenüber unbeobachtet glaubte, bei dem geringfügigsten Anlasse seine wachsende Leidenschaft sich ihr verriet, — noch niemals war es zu einer Erklärung seinerseits gekommen.

Weshalb nur sprach er nicht? So fragte sich das Mädchen oft. Weshalb nur stockte er so plötzlich, wenn er, sich vergessend, zu einem Worte sich hinreißen ließ, das sein Empfinden ihr enthüllte, um dann zu einer anderen Rede sich zwingend, auf einen gleichgültigen Gegenstand überzugehen? Zweifelte er daran, daß ihr zu genügen vermöge, was er ihr zu bieten habe, zagte er, ihr seinen Mangel an äußeren Gütern einzugestehen, ein Mangel, der in ihren Augen nie ein solcher gewesen?

Des Vaters offene Güte, der Anverwandten Freundschaft mußte ihm ja den Beweis liefern, daß seine Scheu eine ungerechtfertigte, daß Niemand ihn ob dieses Umstandes zu kränken gesonnen, — was

band ihm nur die Lippen, um es auch ihr in gleicher Weise zu erschweren, ihm zu zeigen, wie teuer er ihr sei? Hatte doch auch Giannina ihr Widerstreben gegen eine mögliche Verbindung der jungen Freundin mit dem fremden Edelmanne aufgegeben, wie es ihr däuchte; sie verfolgte den Lieblingsplan nicht mehr, Valeria mit Federigo zusammenzuführen und dieser Letztere verkehrte nicht häufiger mit ihr, als es sein Recht der früheren Jugendfreundschaft ihm gestattete.

Ferrante hatte soeben einen Tanz mit ihr beendet. „Ihr seid ermüdet, wie ich bemerke," sprach er, als sie einige Minuten schweigend nebeneinander gestanden. „Zöget Ihr es vor, in die Gemächer des Palastes oder in den Garten zu gehen, Euch etwas zu erholen?"

„Es ist so heiß hier, so bedrückend," erwiderte sie, „ja, es wäre mir lieber, dürfte ich mich eine kurze Zeit zurückziehen."

„So wollet mir gestatten, daß ich Euch hinwegführe," versetzte er, „und mir sagen, wann Ihr meiner Anwesenheit müde seid."

Er geleitete sie durch eine Seitenthür in das

Innere des Palastes, wohin sich ein Teil der Festesgäste der Kühle halber bereits begeben. Einzelne Paare hatten auch den Garten aufgesucht, unter dessen schattigen Bäumen sie langsam auf und niederwandelten.

„Ihr seid nicht froh heute, wie ich sonst Euch zu sehen gewohnt," brach Ferrante das von neuem entstehende Schweigen, „was ist es, das Euch Sorge oder Betrübnis schafft? Möget Ihr es mir nicht anvertrauen, der Euch gerne tragen hülfe, was Euch bedrückt?"

„Ich habe keinen Grund zur Trauer, seid nicht bange," antwortete sie, „kaum weiß ich selbst, warum ich heute nicht an der Freude der Fröhlichen teilzunehmen vermag. Vielleicht ist es der Wiederklang Eurer Stimmung, denn auch Ihr seid anders, als sonst."

Sie waren während ihres Gespräches in das letzte der vor ihnen liegenden Reihe von Gemächern gelangt; Ferrante warf einen raschen Blick zurück, um sich zu überzeugen, ob ihnen jemand folge; doch auch der anstoßende Saal war leer; bis hierher drang das Geräusch des Festes nicht.

„Ich habe einen Anlaß zur Trauer, tiefer als Ihr es meinet,“ sagte er, seine Rechte auf die schmale Hand legend, die auf seinem Arme ruhte, „in wenigen Tagen werde ich wahrscheinlich gezwungen sein, Florenz — Euch zu verlassen und nach meiner Heimat zurückzukehren.“

Sie war tödlich erbleichend vor ihm stehen geblieben. „Ihr gehet fort — und in so kurzer Zeit schon?“ stammelte sie; ihre Hand griff nach dem Sessel neben ihr, als bedürfe sie der Stütze.

„Valeria!“

Sie ließ es willenlos geschehen, daß sein Arm sich um sie legte; ihr Antlitz wandte sich von ihm; er sollte es nicht sehen, der Grausame, was seine Nachricht für sie gewesen.

„Valeria,“ wiederholte er, und es war ihr, als ob keine Stimme auf Erden für ihren Namen einen Klang, gleich diesem, finden könne, „wäre es Euch ein solcher Schmerz, mich scheiden zu sehen?“

Sie schlug die gesenkten Lider zu ihm empor, unter welchen zwei große Thränen schimmerten.

„Ihr wisset es, weshalb fragt Ihr mich?“

Es war eine Welt voll unbewußter Anbetung, hingebender Zärtlichkeit in den wenigen Worten enthalten und die Beherrschung, die er so lange und so qualvoll bisher bewahrt hatte, mußte vor derselben dahinschwinden. — Wie es gekommen, — Valeria vermochte sich in den darauffolgenden Stunden nicht mehr zu erinnern, — sie war in seinen Armen, unter seinen Küssen endlich wieder zur Besinnung gelangt, die Thränen des Schmerzes hatten sich in Thränen der Wonne verwandelt.

„O, Ferrante, ich wußte es ja längst, daß Ihr mich liebtet.“

Das leise geflüsterte Wort aus überquellendem, jauchzendem Herzen rief ihn zu sich; er schrak empor, langsam sie von sich in den nächsten Sessel gleiten lassend.

„Verzeihet mir, Valeria, wohin verlor ich mich?“ murmelte er fassungslos.

Sie schaute ihn mit staunenden, verwirrten Blicken an. „Euch verzeihen? Welch ein Gedanke kommt über Euch? So liebt Ihr mich denn nicht, wie Ihr mich glauben ließet?“

„Ich liebe Euch mehr, als ich jemals es Euch aussprechen könnte," antwortete er gepreßt, „ich war tollkühn und verwegen, mich Euch zu nahen, Euch es zu verraten, was mich für Euch erfüllte von jenem ersten Begegnen in Santa Croce und niemals darf ich für mein Verschulden auf Eure Vergebung hoffen."

„Ferrante, ich verstehe Euch nicht, was wollen Eure Reden bedeuten? Welch ein Vergehen ist es, daß Ihr mich liebt, wenn ich, — wenn ich Euer Empfinden teile?" fügte sie kaum hörbar hinzu.

Es zuckte wie Verzweiflung über sein gebräuntes Angesicht; er ergriff fast heftig ihre Hand.

„Kommt hinweg, Valeria," sagte er kurz und abgebrochen, „nicht hier kann ich Euch die Aufklärung geben, welche Ihr verlangen dürfet, und zu welcher ich mich bisher nicht überwinden konnte. Kommt mit mir; man darf uns hier nicht in dem entlegensten Gemache finden; Eure Ehre muß mir heiliger noch sein, als die meinige."

Da war es wieder, das dunkle Rätsel, das zwischen ihm und ihr gestanden, seit sie, wie in eines Zaubers Bann, des fremden Mannes bestrickender

Gewalt sich unterworfen. Sie hatte in der letzten Zeit, die ihn in häufigeren Verkehr mit ihr gebracht, ihn fast befreit von dem peinigenden Drucke geglaubt, der anfangs auf ihm zu lasten schien, jetzt war der nämliche Druck auch auf ihr junges, hoffnungsseliges Herz gefallen, mit der Ahnung eines drohenden Verhängnisses sie erfüllend.

Wie betäubt folgte sie ihm auf den Platz des Festes zurück; was waren ihr jetzt die Gespielinnen, die dort heiter plauderten und scherzten, was jenes Gepränge um sie her und das jubelnde Volk, das sich auf der Straße versammelt hatte? Sie sehnte sich hinweg aus der Umgebung, die ihr plötzlich Pein bereitete, in ihrem stillen Zimmer daheim dem seltsamen Wesen Ferrantes nachzusinnen.

„Führt mich, ich bitte Euch, zu der Marchesa Scandiano,“ flüsterte sie.

Er nickte stumm Gehorsam, um sich sofort, nachdem er die Bezeichnete gefunden, von Valeria zu verabschieden und das Fest zu verlassen.

Giannina zog die Freundin an ihre Seite nieder.

„Du siehst blaß und traurig aus, Liebling," sprach sie besorgt zu ihr, „was ist geschehen, Dir den Frohsinn zu trüben?"

Valeria schüttelte den Kopf; nicht um die Schätze einer Welt hätte sie der Marchesa ihren Kummer verraten mögen, dem Vorurteile neue Nahrung gebend, das Giannina von Anbeginn gegen den Geliebten gehegt.

„Nichts, mir ist nichts," sagte sie abwehrend, „die Hitze hier, und ich habe so rasch getanzt, dessen ich noch ungewohnt bin."

„Mich täuschest Du nicht, Kleine," erwiderte die Marchesa, „es ist nicht Hitze, noch Ermüdung, die Dir geschadet. Hat er Dich gekränkt, an welchem Du ein unbegreifliches Gefallen findest, das ich niemals zu teilen vermöchte?"

„O, sprich von mir nicht, Giannina," flehte Valeria, mit dem Weinen kämpfend, „ein andermal, nur jetzt, nur heute nicht."

„Sei ruhig, Lieb; ich will Dich nicht quälen; mich schmerzt es nur, Dich nicht so glücklich zu wissen, als Du es heute sein solltest. Mich selbst hat ja die

Lust der andern hingerissen; mir ist es, als zählte ich noch einmal achtzehn Jahre, gleich Dir."

Sie hob erglühend den Fächer aus kostbaren Federn vor ihr Angesicht; Valeria betrachtete sie voll Bewunderung.

„Wie schön Du bist!" sagte sie unwillkürlich. „Nicht eine derer, die an Jahren jünger, könnte sich Dir vergleichen."

„Wirklich, Kleine? Weißt Du auch, daß mich es freut, wenn Du es findest? Doch Du sollst mich alte Frau nicht eitel machen."

„Ich werde Federigo, der dort eben kommt, fragen, ob er nicht meiner Meinung sei," sprach Valeria, sich zum Scherze zwingend.

„Nein, nicht ihn, nicht ihn," rief Giannina lebhaft aus, mit scheinbarer Aufmerksamkeit den Paaren vor ihr folgend, welche einen neuen Tanz begannen. Der Bruder ihres Gatten trat zu ihr.

„Ich wollte Euch fragen, Giannina, ob Ihr mir noch diesen Tanz gewähren möchtet," redete er sie an. „Es ist einer der letzten, wie mir Giuliano sagte."

„Dann werde ich ihn Euch jedenfalls verweigern;

der letzte pflegt der Tanz der Jungfrauen zu sein und Ihr seid achtlos genug in Euren ritterlichen Pflichten gewesen. Hier, Valeria, sah ich noch nicht ein einziges Mal heute an Eurer Seite."

„Weil mir Sagramora sie bereits geraubt, als ich sie um die Gunst eines Tanzes ersuchen wollte," lachte Federigo, „Valeria, trug ich wirklich alle Schuld?"

„Nein, Federigo," antwortete das junge Mädchen, „und auch wenn Ihr jetzt Gianninas Gebot folgend, zu mir kämet, würde ich Eure Bitte nicht gewähren."

„Ihr hört es, Madonna," wandte er sich abermals an seine Schwägerin, „so lasset mich bei Euch mehr Gnade finden. Ihr tanzet gern, ich weiß es; die Stunde, die uns freundlich sich erweist, soll man voll und ganz auskosten, um später nicht sich anklagen zu müssen, daß man sie ohne Not versäumte."

Sie hatte sich bereits erhoben, um mit ihm der vor ihnen dahinschreitenden Reihe sich anzuschließen, im stillen mit sich unzufrieden, daß sie wie immer ihm auch jetzt so schnell nachgegeben.

Ihr Gatte hatte seinen schönen jungen Bruder

einst dem Frühlingswetter verglichen, das mit seinem sieghaften Walten des Eises Decke sprengt, um aus des Winters dunklen Gräbern ein neues Blütenleben auferstehen zu lassen. Giannina mußte oft, seit Federigo heimgekehrt, der Worte Ippolitos gedenken.

Es war so, wie der stille ernste Mann es sagte, der ebensowenig, wie wohl irgend ein anderer, dem Einflusse seines Wesens sich zu entziehen vermochte, das lebensprühend und erfrischend seine Umgebung zu verwandeln schien. Die helle Stimme Federigos tönte durch das ganze Haus, sein jugendfrohes Antlitz warf einen Abglanz in jeden Raum, den er betrat; er wußte selbst den grübelnden Gelehrten von seinen Studien zeitweise abzuziehen, er wußte die gemeinsamen Mahlzeiten so heiter zu gestalten und jedes Erlebnis, mochte es noch so einfach sein, in eine unterhaltende Form zu kleiden. Man wurde wie unwillkürlich fortgerissen mit ihm zu denken, mit ihm zu fühlen, den Zauber seiner reichen Jugend voll und ganz empfindend, wieder mit ihm jung zu werden.

Marchese Ippolito konnte niemals ohne ein Gefühl tiefster Befriedigung der Stunde sich erinnern,

da nach langer Trennung Federigo sein Haus wieder betreten. „Nun bist auch Du nicht mehr so viel allein, Giannina," sagte er zuweilen zu seiner Gattin, „wie ist mir dies erwünscht, jetzt gerade, da ich mehr als je beschäftigt und nicht fähig bin, Dich zu begleiten, Dir genügend Gesellschaft zu leisten."

Und sein Bruder war dem Gebote, Gianninas Ritter abzugeben, mit freudiger Bereitwilligkeit nachgekommen. Er begleitete sie auf ihren Ausritten, ebensowohl wie zu den Festlichkeiten, welche in befreundeten Häusern veranstaltet wurden, er half ihr die Blumen in dem Garten hinter dem Palaste pflegen und unterrichtete sie in den Sprachen fremder Länder, welche er auf seinen Reisen geübt.

„Ihr seid ein geduldiger Lehrmeister bei einer langsam fassenden Schülerin," sagte sie einstmals, „hätte Ippolito sich so viele Mühe mit mir gegeben, vielleicht stünde ich ihm im Geiste jetzt näher und wäre ihm das geworden, was ich ersehnte: seine Gehülfin, die seine Arbeit und sein Streben mitunter zu teilen wagen darf."

„Die Bahnen, die mein Bruder geht," hatte

Federigo geantwortet, „sind einer Frau zumeist verschlossen, wie sie es schon einem Teile von uns Männern sind. Bescheidet Euch, Giannina, wenn Euch nicht alles ward, was Ihr von Eurer Stellung als Gattin eines Weisen hofftet. Ihr seid ihm notwendig, wie Ihr seid, in Eurer sonnigen Schönheit, Eurer Anmut, Eurer Güte, Ihr seid die andere Welt für ihn, wenn er aus jener zu Euch flüchtet, die er im Geiste sich geschaffen."

Die andere Welt! Er drückte damit jene Scheidewand aus, die Ippolitos Denken und Empfinden von dem ihren trennte, er deutete es an, wie innerlich ferne die beiden Gatten einander gegenüber standen, jedes für sich in einem anderen Lebenskreise, den nur Gewohnheit noch und gegenseitige Achtung überbrückte. Wie oft schon hatte sich Giannina in einsamen Stunden gefragt, ob Ippolito sie vermissen werde, sollte ein frühzeitiger Tod von seiner Seite sie hinwegreißen; hatte er doch ihrer unzählige Male schon vergessen, wenn er über den geliebten Büchern saß, ihrer Wünsche, ihrer berechtigten Forderungen an das Dasein, ja, ihrer Anwesenheit sogar, wenn

sie, mit einer weiblichen Arbeit geräuschlos sich beschäftigend, im tiefen Bogen des Fensters unweit von ihm saß.

Sie durfte nichts verlangen, sie wußte es wohl; ihr war in einer Zeit, die zügellose Sitten der Männer, wie keine sonst, begünstigte und auch das geschlossene Ehebündnis nicht immer als ein geheiligtes erachtete, ein besseres Los, als vielen ihrer Mitschwestern zu Teil geworden. Ihr Gemahl hatte sie aus freier Neigung gewählt; er war seines schönen und gefeierten Weibes stolz, wie er auch ihres Charakters Eigenschaften schätzte; er würde niemals in seiner Treue gegen sie für eines Augenblickes Dauer wankend geworden sein. Es war ihre eigene Schuld, wenn sie zu viel erwartete von ihm, auf den ja auch sie Ursache hatte, stolz zu sein, weil jeder, seine Gegner selbst, seinen Namen nicht anders, als mit Achtung nannten.

Aber jetzt, — jetzt begehrte sie ja auch nichts, als was das Geschick ihr gewährte, jetzt gab es ja nicht mehr einsame Stunden, ohne Freude und ohne eigentlichen Zweck, die Tage flohen mit ungeahnter

Schnelle dahin, der Sommer hatte lange schon den Lenz verdrängt, und doch, wie war die Erde noch so blütenreich, als sei es Frühling noch, Frühling allüberall!

Hinter den Fenstern des Gelehrten schimmerte ein mattes Licht, als Federigo die Marchesa nach Hause geleitete. Auch Ippolito hatte die Ruhe noch nicht gesucht. Giannina trat in das Vorgemach, das eine schwebende Lampe erhellte.

„Ich wage es nicht, Euren Bruder so spät noch zu begrüßen," sagte sie zu ihrem Schwager, „es erscheint mir lange, daß ich ihn nicht sah; er aber liebt es nicht, wenn man ihn jetzt noch stört, weil dieses, wie er behauptet, seine beste Arbeitszeit sei."

„Es ist wohl ratsamer, Giannina, Ihr gehet nicht zu ihm," erwiderte Federigo, „Ihr kennet ebenso gut wie ich, seine Eigenart, die bei aller Milde sich dennoch nie verleugnet. Wir wollen morgen ihm berichten, wie glänzend Lorenzos Hochzeit ausgefallen."

Giannina wandte sich zum Gehen. „So gehabt bis morgen Euch wohl, Federigo, und nehmt meinen Dank für Euren Schutz."

Sie hatte ihm nicht, wie sonst, die Hand gereicht; er ergriff ihre Linke, um einen Kuß darauf zu drücken.

„Dank Euch, daß Ihr mich dieses Dienstes würdigtet,“ sprach er, „lasset mich hoffen, daß Ihr mir die gleiche Gnade erweiset, wenn wir Pieros Einladung nach seiner Villa zu Careggi folgen, wohin er einen kleinen Kreis seiner Freunde entboten.“

Die Marchesa bewegte verneinend das Haupt. „Ich hörte durch Madonna Lucrezia davon, doch hatte ich nicht die Absicht, der Aufforderung zu folgen.“

Er blickte überrascht auf. „Und weshalb nicht, meine Schwägerin? Habt Ihr einen Grund, Euch davon auszuschließen?“

„Keinen andern, als daß ich gewiß weiß, Ippolito werde mich auch dorthin nicht begleiten.“

„Ich fürchte ebenfalls, daß er es nicht thun werde, aber ich bin ja dort zu Eurem Dienste, wie stets, bereit.“

Ihre Lippen preßten sich zusammen. „Ja, Ihr seid dort, das ist wahr,“ sprach sie halblaut.

Er hatte sich ihr um einen Schritt genähert.

„Und dies genügt Euch nicht, wie ich fürchten muß," sagte er vorwurfsvoll, „während ich — glauben würde, daß des Festes Sonne mir fehlte, wenn Ihr nicht zugegen."

Er erschrak, als ihm das Wort entflohen; sie erwiderte nichts; es war ihr unter dem heftigen Klopfen ihres Herzens, als müsse die Stimme beben, mit der sie zu ihm sprechen würde. Ihr Auge traf das seine jetzt angstvoll, in scheuer Frage, fast ohne zu wissen, was er that, bemächtigte er sich zum zweiten Male ihrer Hand.

„Gehet mit mir nach Careggi, ich flehe Euch darum," sagte er weich und leise.

Sie fühlte, daß sie ihm die Bitte abschlagen müsse und sie vermochte es nicht; sie fühlte, daß sie ihm eine Herrschaft über sich einräume, die ihm und ihr zum Verhängnis werden könne, wenn sie jetzt nicht stark genug sich zeige, einen Wunsch ihm zu verweigern, — aber sie empfand auch gleichzeitig, daß sie es nicht über sich gewinnen werde, ihm eine Enttäuschung zu bereiten.

„Ihr werdet kommen, ich sehe es Euch an," sprach er.

„Ich werde es," antwortete sie stockend, als scheue sie sich, ihm das Versprechen zu geben und mit hastiger Bewegung entriß sie ihm ihre Hand, um in ihr eigenes Zimmer zu entfliehen, wo sie aufatmend, ihrer selbst kaum mächtig, neben ihrem Bette in die Kniee sank.

Was war geschehen, um sie mit diesem jähen Schrecken zu durchschauern, der in seiner bangen Scham, seinem inneren Selbstvorwurfe dennoch der Wonne glich? Was war es, daß wie plötzliche Erleuchtung über sie gekommen, ein Meer von Glanz und Licht und Helle, daß sie geblendet ihr Auge schloß? Doch vor des Geistes Blicken stieg es abermals empor, ein Lenz voll Blütenherrlichkeit und Erdenpracht und jenes Traumgebilde, das sie vor sich sah, es einte sich um die Gestalt, die ihrem Herzen eines neuen Frühlings Botschaft brachte. Wie warme Fluten, die vom Froste befreit, die engen Dämme zu sprengen drohen, zog es durch ihre Seele, es war ihr, als sei sie selbst aus dumpfem Traume erwacht,

von neuem sich zur Blüte bereitend, wie sie sich wieder jung und thörichtselig fühlte.

Sie dachte nicht daran, daß jene Flut die eiserlöst und lenzesmutig daherrausche, Verderben mit sich führe, wohin sie immer eile und daß des Sommers Flammenatem ihr den Tod in langsamem Versiegen bringe!

Sechstes Kapitel.

Die Villa von Careggi, welche bereits ein bevorzugter Aufenthalt Cosimos von Medici gewesen, war nur wenige Miglien von Florenz entfernt und ungemein lieblich an einem Abhange des Uccellatojo gelegen, von welchem aus man einen weiten Ueberblick des Arnothales und der Stadt genoß. Der Kunstsinn ihrer Besitzer hatte sie in den verflossenen Jahren unermüdlich geschmückt, wie auch die herrlichen Gartenanlagen, welche sie umkränzten, beständig erweitert, und sie war ausersehen, zum Schauplatze des letzten Festes zu dienen, welches die Hochzeitsfeierlichkeiten Lorenzos und Claricens beschließen sollte.

Die Zahl der Gäste beschränkte sich jedoch diesmal nur auf die Familien und Freunde, welche in näheren Beziehungen zu den Medicis standen; Piero,

den sein Gichtleiden häufig an sein Zimmer fesselte, war des bunten geräuschvollen Treibens allmählich müde geworden und sehnte sich nach der Ruhe und dem Gleichlauf früherer Tage; er gedachte zu seiner Erholung für längere Zeit auf seinem ländlichen Besitztume zu bleiben, während Lorenzo, mit seiner Vertretung beauftragt, nach Florenz zurückkehren sollte.

Auf der Straße, die, an der einstigen Porta Faenza vorüber, den Höhen von Montughi entgegen, nach der Villa führte, zeigte sich in den frühen Morgenstunden des bestimmten Tages ein reges Leben. Die meisten der Geladenen begaben sich zu Pferde an das Ziel; verwöhntere Frauen ließen sich in ihren Sänften tragen, die von ihren Kavalieren begleitet wurden.

Valeria ritt an der Seite ihres Vaters, der, wie alle Vertreter des Hauses der Pazzi, heute nicht fehlen durfte; die Brüder und Vettern folgten mit ihren Angehörigen in einiger Entfernung, Valeria aber suchte absichtlich den Raum zwischen ihnen und dem Vater zu vergrößern, bis Jacopo Pazzi endlich ihr Bestreben gewahrte.

„Du willst Oheim Piero, Guglielmo und den übrigen voraus, Valerina,“ sagte er lächelnd, „was hast Du auf dem Herzen, das Du jenen offenbar verbergen möchtest? Sprich es aus, Kind, ehe die andern uns erreichen, die es nicht hören sollen.“

Valeria errötete unter des Vaters forschendem Blicke; o, wenn sie jetzt die rechten Worte fände, seinen Sinn ihren Wünschen geneigt zu machen. Sie lenkte ihr Pferd dichter an seine Seite.

„Ihr wisset, wie lieb ich Euch habe, mein Vater, wie ich Euch verehre,“ begann sie zaghaft und befangen.

„Freilich weiß ich es, kleiner Narr,“ erwiderte er heiter, „war das alles, was Du mir mit so viel feierlicher Vorbereitung mitteilen wolltest?“

„Nein, lieber Vater, nicht Alles,“ fuhr sie, ihren Mut zusammennehmend fort, „ich wollte nur, — ich möchte,“ —

„Aber was denn endlich, Valerina? Es muß ja etwas Ungeheuerliches sein, was Du zu gestehen, oder zu erbitten hast und schließe ich von diesen glühenden Wangen, diesen niedergeschlagenen Augen

auf das Richtige, so wird es wohl auf das Geständnis hinauskommen, daß Du plötzlich jemand weißt, den Du noch lieber hättest, als mich."

Valeria griff nach des Vaters Hand, um sie zu küssen. „Zürnet nicht, teurer und geliebter Vater," sprach sie bewegt, „fast denke ich, es könnte so sein, wie Ihr es saget, wenn er Euch recht ist und Ihr mir erlauben wolltet, ihn zu lieben, wie ich glaube, daß er mich liebt."

Jacopo Pazzi war unwillkürlich ernster geworden. „Und wer ist es, Valeria, von dem Du sprichst? Viele der jungen Ritter und Edelleute haben sich um Deine Gunst bemüht, seit den wenigen Monden, daß sie sich Dir nahen durften und auch mir hat man schon diesen oder jenen Vorschlag gemacht; doch ich habe nicht Eile, Dich, mein einzig Kind, von mir zu geben, wenn Du keine Neigung spürst, mich zu verlassen. Ist es Federigo Scandiano dennoch gelungen, Dein Herz zu erstürmen? Die Marchesa sagte mir vor einiger Zeit, daß Du mit dem Plane Dich noch nicht befreundet habest, jetzt aber hat sie lange desselben nicht erwähnt."

„Nein, nicht Federigo,“ erwiderte Valeria, „ein anderer, den Ihr oftmals mit Eurem Wohlwollen ausgezeichnet und der“ —

Sie verstummte von neuem; es giebt für ein liebend Mädchen kaum eine schwerere Aufgabe in der Welt, als bei entscheidendem Anlasse den Namen des Geliebten auszusprechen. Wie oft ihn ihre Lippen leise vor sich hingeflüstert oder in der Einsamkeit des Waldes, der Berge laut in die Lüfte hinaus gerufen, — vor andern unbefangen ihn zu nennen oder gar ihn Vater oder Mutter in verhängnißvoller Stunde einzugestehen, scheint einer Selbstüberwindung, eines Heldenmutes zu bedürfen, als gälte es nicht dem verschwiegenen Beichtiger, sondern einer ganzen Versammlung eine schwere Sünde zu bekennen.

„Ich muß Dir zu Hülfe kommen, kleine Thörin,“ sprach der Vater, als er vergeblich der Fortsetzung ihrer Rede gewartet. „Täuscht mich nicht alles und verstand ich den Wink recht, den mir Guglielmo unlängst über das Verhalten Messer Ferrantes, des neapolitanischen Ritters, gab, so ist es jener Fremdling, der Dir vor andern wohlgefällt. Antworte aufrichtig, Kind, ist er es?“

„Ja, er ist es, mein Vater,“ sagte Valeria schluchzend, „ich habe ihn lieb, — o, unaussprechlich lieb, selbst, wenn dies Euren Unwillen erregen sollte.“

„Nun, was ist da so zu weinen, Kindskopf Du?“ entgegnete Jacopo begütigend. „Meinst Du denn, ich strafe es gleich einem Verbrechen, daß Du Dein einfältig Herzlein verloren? Aber, so wie Dir ergeht es uns allen, wenn wir jung und sorglos sind. Am liebsten schaffen wir uns selbst eine Sorge gleich dieser, denn Hoffen und Bangen ist einmal des Herzens Wellenschlag, ohne den es stille stehen müßte, weil ihm seines Lebens Hauptbedingung fehlt.“

„So würdet Ihr nicht zürnen, ihn nicht mit einer Ablehnung kränken, wenn er zu Euch käme, mich von Euch zu erbitten?“ fragte Valeria, aufleuchtenden Angesichtes.

Jacopo bewegte sinnend den Kopf. „Ein einheimischer Gatte für Dich wäre mir erwünschter gewesen, gehörte er auch einem Bürgershause an. Von jenem Fremdling weiß ich zwar nichts Übles; er ist ein Mann von vielfachen Kenntnissen und guter Gesittung. Als mir Guglielmo mitteilte, daß er ein

Auge auf Dich geworfen zu haben scheine, zog ich vorsichtig Erkundigung über ihn ein und man wußte mir mancherlei Rühmliches über ihn zu berichten."

„Aber er ist arm, mein Vater, so sagen alle," wandte Valeria etwas kleinlaut ein, „und dies, fürchte ich, macht ihn beklommen, um meine Hand bei Euch zu werben."

„Weißt Du denn so gewiß, daß er überhaupt Dich will?" fragte der Vater scherzend. „Bildet mein fürwitzig Mägdlein dieses nicht vielleicht sich ein?"

„Nein, o nein; vorgestern bei dem Feste gestand er mir es, doch zugleich auch, daß er es nicht wagen dürfe, mich zum Weibe zu begehren. Was könnte es sein, als seine Armut, die ihn schreckt? Er wird beschämt sich fühlen, Euch dies zu offenbaren; er kann ja nicht gewiß sein, wie Ihr über den güterlosen Freier denkt."

„Wenn ihn Anderes nicht zurückhält, Valerina, so soll der Vorwurf, den er fürchtet, ihn niemals bedrücken," antwortete der Edelmann. „Mir gab Gottes Güte zu dem schon Ererbten reichlich neuen Besitz und dieser wird genügen, auch zweier Kinder Lebens-

los zu sichern. Ist es nun einmal Dein Glück, des Fremdlings Weib zu werden und er dessen würdig, Dich zu besitzen, so darf er kommen und wir wollen als vernünftige Männer weiter davon sprechen, was mein wildes Töchterlein mir so wirr und außer Fassung bekannte."

Valeria stieß einen lauten Ruf des Jubels aus; gern hätte sie von ihrem Pferde aus den gütigen Vater umarmt, der ihrem höchsten Wunsche sich so geneigt zeigte. Messer Jacopo legte ihr die Zügel, welche ihr entfallen, wieder in die Hand.

„Ruhig, ruhig, Ungestüm," ermahnte er, „dort naht Oheim Piero, dort die Vettern. Was müßten sie von ihrer Base denken, sähen sie sie in solcher Erregung? Noch darf es niemand wissen, was wir hier verhandeln, bevor ich nicht klar und offen in jenes Fremdlings Verhältnisse blickte, der mir verwegen meines Kindes Herz geraubt."

Valeria erkannte der Mahnung Notwendigkeit, obgleich sie gerne ihre innere Seligkeit in die ganze Welt hinausgejauchzt hätte; mit erzwungener Ruhe begrüßte sie die jetzt herbeisprengenden Verwandten,

auf die an sie gerichteteten Reden kurze und gleichgültige Antworten gebend, mit klopfenden Pulsen den Augenblick herbeisehnend, der es ihr vergönnen würde, Ferrante von der stattgehabten Erklärung zwischen ihr und dem Vater zu unterrichten.

* * *

Jacopo Pazzi hatte sich an die Seite seines Neffen Giovanni begeben und ritt mit ihm in den Vorhof der Villa ein, die man soeben erreichte. Blumengewinde und buntfarbige Banner deuteten auch hier den Charakter eines frohen Festes an, in dem Innern des Hauses waren die Kostbarkeiten der Besitzer, Kunstschätze und Silbergeräte in reichster Fülle zur Schau gestellt. Bei der Hochzeitsfeier in Florenz hatten es die Medicis vermieden, übermäßigen Prunk aufzuwenden, um nicht Mißgunst oder Neid des Volkes und der Bürger zu erregen; in dem engen Kreise der Freunde war eine solche Vorsicht nicht mehr vonnöten und die Prachtliebe der Häupter der Republik durfte ungehindert sich entfalten.

„Könnte man nicht glauben, in des heiligen Vaters Schatzkammer versetzt zu sein," bemerkte Jacopo zu Giovanni, mit welchem er durch die geöffneten Räume schritt. „Siehe diese Kleinodien, die Fülle von edlem Metall und Gestein. Wahrlich, mit unsern Freunden aus dem Geschlechte der Medicis darf von uns sich Niemand mehr messen."

Giovanni ließ den Blick flüchtig über die bezeichneten Gegenstände schweifen, ohne jedoch, wie sein Oheim, ein Wort unbefangener Bewunderung darüber zu äußern.

„Es scheint, als ob den Medicis Alles zuzufließen bestimmt, was ihr Ansehen oder ihre Macht heben könnte," sagte er trocken, „so mag es ihnen von keinem Werte sein, ob andere in ihrem Hab und Gut verringert und geschädigt werden."

„Was willst Du damit sagen, Giovanni? Ich erinnere mich, daß Du im Streite um die Erbschaft liegst, welche Deine Frau von ihren verstorbenen Eltern zu machen hätte, doch teiltest Du mir unlängst mit, daß diese Angelegenheit noch nicht entschieden sei."

„Sie ist inzwischen entschieden, mein Oheim,"

antwortete der jüngere Mann, „der Spruch der Richter hat das Erbe meiner Frau einer Seitenlinie ihres Hauses, nicht mir, zuerkannt.“

„Ich erstaune darüber, Giovanni,“ entgegnete Jacopo, „riefest Du Piero de Medicis Vermittelung nicht an, um zu Deinem Rechte zu gelangen?“

„Ich that es und wandte mich, da Piero die Sache von sich wies, an Lorenzo, doch auch dieser erklärte mir, unvermögend zu sein, jenen Spruch zu wenden und so muß ich mich darein finden, die gerechte Forderung aufzugeben.“

„Ich kann es mir nur schwer vorstellen, daß Piero und sein Sohn, welch letzterer Dir durch Deinen Bruder noch verschwägert ist, Dir nicht beistehen sollte. Auch ich gedenke in kurzem ihre Hülfe anzugehen, um eine Herabminderung der Steuern zu erwirken, die, seit einiger Zeit erhöht, mich arg bedrücken. Meine Tochter ist jetzt heiratsfähig; jeden Tag darf ich es erwarten, ihr eine Mitgift aussetzen zu müssen, die unserm Stande, unserm Vermögen entspricht; doch ist mir dies erschwert, wenn wir gezwungen werden, stets neue Opfer zu bringen.“

„So rechnet auch in diesem Falle nicht allzufest auf Pieros Beistand," sprach Giovanni mit Bitterkeit, „was ist ihm und den Seinen ein Druck im Hause Anderer, wenn er nur dorthin gelangt, wo er sich im Geiste seit Jahren sieht?"

„Die Macht ist groß, die ihm vor uns allen geworden," sagte Jacopo nachdenklich, „ich habe bis zur heutigen Stunde dessen niemals im Groll gedacht. Hätte unserm Geschlechte ein Stern geleuchtet, wie jenem, so wäre vielleicht mein Vater Andrea an dem Platze gestorben, den Cosimo ihm vorweg nahm."

„Die Mediceer sind zu hoch gestiegen, als daß sie ohne Not auf dieser Höhe sich zu behaupten vermöchten," warf Giovanni ein, „auch gegen sie, wie gegen Andere, kann eine Hand sich dereinst waffnen, welche sie von ihrem Platze stürzt."

Sein Oheim schüttelte den Kopf. „Du gehest in Deinem Unmut über Deinen Verlust zu weit, Giovanni," sprach er, „noch bist Du reich genug, auch jenen Ausfall zu verschmerzen und so bin auch ich. Um äußerer Güter und Ehren willen Haß und Hader auf diejenigen zu werfen, die uns Freunde

waren, ist nur niederen Seelen gegeben. Auch wir vermögen unseres Namens stolz zu sein, der überall, wohin er tönt, mit Achtung genannt wurde und der in ferner Zukunft — wolle Gottes Gnade es geben — noch einen rühmlichen Nachhall erwecken wird. — Schau dorthin, wo soeben um die Unsern sich frohe Jugend sammelt; darf man verzagen, wenn man so viel blühend frisches Leben vor sich sieht, — berufen, unser Streben, unser Mühen weiterzuführen, wenn wir vorzeitig von dieser Erde scheiden müßten?“

Die ruhig ernsten Worte des Oheims verfehlten ihren Eindruck nicht. Giovanni zwang den Unwillen zurück, der seine Brust über das ihm widerfahrene Unrecht geschwellt und gewann es über sich, mit den Anverwandten und Freunden unbefangen zu plaudern. Der Stachel aber blieb in seinem Herzen und mit demselben ein verborgenes Saatkorn bitteren Hasses, das einst emporkeimen sollte, wenn seine Zeit gekommen, um tödliche Frucht für ihn und die Seinen zu tragen.

Doch heute herrschte zwischen den Angehörigen der beiden, engverbundenen Geschlechter noch an-

scheinend ungetrübte Harmonie. Dort drüben standen Arm in Arm die beiden Unzertrennlichen, Giuliano und Francesco, in eifriger Beratung offenbar einer Belustigung, welche sie den Versammelten bereiten wollten, Lorenzo, der eine frohere Miene zur Schau trug, als in den vorhergehenden Tagen, führte seine junge Gattin zu der Marchesa Scandiano, welche etwas verspätet mit ihrem Schwager eingetroffen, Lucrezia de Medici scherzte heiteren Tones mit ihren Töchtern und deren Gatten, — es schien ein Bild des allgemeinen, reinsten Familienglückes, welches sich dem Auge des Beschauers darbot.

„Ihr ließet fast an Eurem Kommen uns verzagen, Madonna Giannina,“ sprach Lorenzo zu der Marchesa, die Clarice soeben herzlich begrüßte, „ich will nicht hoffen, daß Ihr unpäßlich gewesen, obwohl Ihr mir bleicher heute als sonst erscheinet.“

Gianninas Wangen färbte, gleichsam seinen Worten widersprechend, ein höheres Incarnat, als sie erwiderte: „Fast wäre ich, trotz meines lebhaften Verlangens, Eure holde Gemahlin besuchen zu dürfen, nicht gekommen, Messer Lorenzo. Ich hielt es mit

meiner Pflicht nicht mehr vereinbar, meinen Gatten so oft zu verlassen, um rauschenden Vergnügen nachzugehen und wollte bei Ippolito heute den ganzen Tag bleiben.“

„Er aber duldete es nicht, wie ich hoffe,“ lächelte Lorenzo, „wohl ihm, daß er also handelte. Er hätte sich im andern Falle leicht unser Aller Zorn zuziehen können.“

„Nein, er bestand darauf, daß ich Eure Einladung annähme und meinte sogar, ein Tag völliger Einsamkeit sei ihm für seine Studien äußerst dienlich.“

„Er that es sicherlich um Euretwillen,“ bemerkte Clarice, „es war lieb und freundlich von ihm. Wie wohl er es doch mit Euch meint!“

Giannina zerzupfte unbarmherzig den Strauß seltener Blüten, den Lorenzo ihr bei ihrem Erscheinen gegeben; meinte es in der That ihr Gatte wohl mit ihr, als er darauf drang, daß sie in der Begleitung seines Bruders den Ausflug zu den Freunden unternähme? Er ahnte nicht, wie unsäglich sie unter seinem Vertrauen litt, welches sie in einem Momente

mit einer Art von Ehrfurcht für ihn erfüllte, der sie so hoch gestellt, um niemals eine Versuchung für sie auch nur denkbar zu halten und im nächsten Augenblicke sie in innerem Grolle aufflammen ließ, weil jenes schrankenlose Vertrauen an Gleichgültigkeit zu grenzen drohte.

In dem Reiche der toten Geister lebend, hatte er, der Welt entfremdet, es vergessen, daß das Herz des prächtigen Weibes an seiner Seite feurig noch und liebeheischend schlug, wie ehedem, und daß es in seiner wachsenden Vereinsamung sich ihm abwenden könne, um Ersatz an anderer Stätte zu suchen, für das, was er an Verständnis und Eingehen auf sein Fühlen ihm versagte. Ein glückliches Ungefähr war es gewesen, das Giannina vor jeglichem Abirren bisher behütet. Ihre Achtung und Verehrung für den Gatten, welche sie für tiefste Liebe gehalten, diente ihr zur Abwehr gegen die zu eifrigen Huldigungen der jungen Edelleute, welche gerne bei sich ergebender Gelegenheit ihr Gefolge bildeten.

Niemals zuvor, ehe Federigo nach Florenz zurückgekehrt, hatte sie ihres Lebens Öde ganz erkannt;

es bedarf des vollen blendenden Lichtes, um die Dunkelheit uns ermessen zu lassen, in der unsere Tage sich abspannen und wir fragen uns erschreckend dann, wie es möglich, daß wir sie ertragen? Daß wir den Mut und auch die Kraft fanden, jeden Morgen unser Tagewerk von neuem zu beginnen, daß wir fähig, an der Freude anderer Teil zu nehmen, ob auch uns die Freude floh, daß wir das Ergötzen einer flüchtig dahinrauschenden Stunde für jenes ächte, reine Glück endlich zu halten uns gewöhnten, welches, gleich der allbelebenden Sonne, unser Herz bis zu seinen innersten Tiefen zu erleuchten, zu erwärmen vermag und an dem wir nicht ermüden, weil uns sein Besitz mit jedem Tage, jeder Stunde neu und dankenswert erscheint?

Und doch sind es nur die reichsten Herzen, die es als einziges Glück empfinden, ihre Liebesfülle auf andere, teuere Wesen ausschütten zu dürfen, seliger in dem beständigen Geben, als es die Selbstsucht durch die ihr dargebrachten Opfer in ihrem unersättlichen Verlangen und Nehmen ist. O, etwas lieben zu dürfen, mit dem eigensten Rechte, daß es

ihr gehöre, ihr ganz allein, — so dachte Giannina oft — und in der heißen Zärtlichkeit, die sie zu geben sich sehnte, es empfinden, daß auch sie an einer Stelle in der Welt einen Platz einnähme, den nie eine andere, gleich ihr, ausfüllen würde!

Ach, der Platz war gar so klein und geringe, den sie in dem Leben ihres Gatten noch besaß, enger und enger zogen sich die Kreise um ihn, in welchen sie keinen Raum mehr fand. Oftmals hatte sie sich zu überreden gesucht, daß seine Neigung zu ihr sich niemals vermindert habe, — aber sie war nur seines Hauses liebster Schmuck, nicht seines Daseins Notwendigkeit, die Bedingung seines innersten und tiefsten Glückes. Und Gott hatte ihr kein Kind an das Herz gelegt, dessen klare unschuldsvolle Augen ihr den Ausweg aus dem Wirrnis gezeigt, in welches sie so plötzlich sich gestürzt sah, — wohin sie blickte, strahlten ihr zwei andere Augen entgegen, in leidenschaftlicher Anbetung, kaum noch verhülltem Sehnen, und es sprach aus ihnen von jenem Etwas, das sie nie gekannt, von betäubendem, namenlosem Glücke!

* * *

Giuliano Medici und Francesco Pazzi kamen jetzt, wie es ihre Art, mit lautem Geschrei daher.

„Wo ist Federigo, Madonna Giannina?“ riefen sie. „Weshalb kommt er nicht, wie er es uns versprochen? Wir wollen mit ihm auf der Wiese dort drüben ein Ballspiel beginnen; er ist Meister darin und soll uns im richtigen Schleudern unterweisen.“

Giannina blickte sich suchend um, Federigo hatte sich, sobald er die Familie der Gastfreunde begrüßt, zurückgezogen, wie er auch auf dem Wege hierher stiller und in sich gekehrter erschienen, als sonst.

„Mein Schwager war soeben noch zur Stelle,“ antwortete sie, „vielleicht hat er Messer Jacopo Pazzi aufgesucht, dem er seine Ehrfurcht noch nicht erzeigte.“

„Wir werden ihn finden,“ erklärten die Freunde, wie aus einem Munde, um im schnellen Laufe wieder davonzujagen, den jungen Scandiano zu entdecken. Im Triumphe zogen sie den rasch Gefundenen, der sich zu den älteren Männern in das Haus begeben hatte, mit sich davon.

„Du entgehst uns nicht,“ rief Giuliano, seinen

Arm in den Federigos schlingend, „denkst Du, weil Du einige Jahre älter bist, als wir, Du brauchtest Dich um uns nicht mehr zu kümmern, da Du doch versprachest, uns ein neues Spiel zu lehren, wie es am Hofe zu St. Germain getrieben wird? Sobald wir es können, rufen wir Clarice, Valeria und alle übrigen herbei, doch zuvor sollst Du uns zeigen, was Du in den fremden Ländern gelernt hast.“

Federigo lächelte auf den lebhaften Knaben herab. „Nur gemach, mein stürmischer Giuliano,“ scherzte er, „noch bin ich nicht zu alt, auch nicht zu hoffärtig, um meine kleinen Spielkameraden von einst zu vergessen, die es schon im Waffenspiel mit mir versuchen mögen, so gewandt und kräftig sind sie inzwischen geworden. — Gieb acht; so wie ich den Ball emporwerfe, muß er mit der Schleuder mir von Dir zurückgeworfen werden und je höher Du ihn zu schlagen vermagst, je größer ist Deine Geschicklichkeit.“

Die Schleuder wurde durch eine Art hölzernen Hammers gebildet, den zu handhaben nicht nur ein sicheres Auge für den entgegenfliegenden Ball, sondern

auch ein ziemlicher Aufwand von Kraft erforderlich war, doch gehörte dieses Spiel zu den Lieblingsbelustigungen der jungen Florentiner und hatte sich, seit es aus Frankreich eingeführt worden, schnell eingebürgert, weil es den Jünglingen Gelegenheit gab, körperliche Anmut und Behendigkeit zu zeigen.

Giuliano und Francesco erwiesen sich als gelehrige Schüler, wenn ihnen zuweilen auch noch der Ball entschlüpfte. In dem Bestreben, ihn noch rechtzeitig aufzufangen, bückte sich Giuliano einmal so hastig zu Boden, daß ihm vom Handgelenke ein goldner Reif herabglitt, den er unter seiner Kleidung getragen. Federigo, der unweit von ihm stand, warf einen Blick darauf.

„Bist Du schon der Verlobte irgend einer holden Jungfrau dieser Stadt, daß Du Armreifen, gleich diesem, trägst?“ neckte er. „Wie gelangtest Du zu einem solchen Schmucke?“

Giuliano streifte den Ring wieder an seinen Arm und schaute stolz und freudig zu Francesco Pazzi hinüber.

„Der Reif kommt mir von keiner Verlobten,“

sprach er, „ich tauschte ihn mit Francesco aus, der einen gleichen trägt, zum Zeichen, daß wir uns getreu bleiben wollen, bis der Tod uns voneinander trennt. Ist es nicht so, Francesco?“

Der Angeredete schüttelte die ihm dargebotene Hand. „Ja, Federigo; Giuliano und ich haben uns gelobt, in Freundschaft zueinander zu stehen, was immer auch über einen von uns komme; in Not und Gefahr, in Trübsal und Anfechtung nie voneinander zu weichen, zu opfern, was uns selbst lieb und wert, damit der andere glücklich würde.“

„Das ist zu viel gelobt, Ihr heißblütigen Knaben,“ bemerkte Federigo, „noch hat sich keinesfalls Gelegenheit geboten, den Ernst Eurer Vorsätze zu erproben, damit sie zur That werden könnten.“

„O, ich wollte, daß sie käme, je früher, um so erwünschter sollte es mir sein,“ rief Francesco mit glänzenden Augen, „ich möchte, daß ich es Giuliano durch irgend eine große Opferung beweisen könne, wie lieb ich ihn habe; ich möchte, daß er in Gefahr des Lebens käme, damit ich ihn erretten, daß er in Armut geriete, damit ich ihn daraus befreien könne, —

irgend etwas Gewaltiges für ihn leisten, um meinen Schwur zu halten."

„So würde ich Dir wünschen, daß die Zeit diesen Anlaß Dir noch bringe, in einer oder der andern Weise," sprach Federigo, „und brächte sie ihn nicht, es ist dennoch ein beglückendes Bewußtsein, an so treue Freundschaft glauben zu dürfen. Haltet sie fest, wie Ihr es vorhabt, Ihr meine jungen Gefährten; der ist niemals verlassen, dem Gott einen echten Freund für dieses Leben sandte."

Die Jünglinge standen, wie zuvor, Hand in Hand vor ihm; sie fühlten voll und ganz die Wahrheit der Worte, welche der junge Edelmann gesprochen und seine Zustimmung zu ihrem Bunde schien ihnen den Wert desselben zu erhöhen. Dann jedoch brach die übermütige Lebhaftigkeit der jugendlichen Ungestüme von neuem hervor; sie eilten auf ihre Plätze, das unterbrochene Spiel fortzusetzen.

Wer ihnen in diesem Augenblicke genaht wäre, ihnen zu sagen, daß in wenigen Jahren eine jener Hände, die sich so treu zu halten gelobt, mit dem Mordstahle bewaffnet, sich gegen den Freund erheben

würde, — sie hätten ihn als einen blöden Träumer verlacht.

* *
*

In dem Hauptsaale zur ebenen Erde, welcher seine Thüren nach dem in Blumenfülle prangenden Garten öffnete, saßen inzwischen eine Anzahl der geladenen Gäste in eifrigem Gespräche um Piero und Lorenzo versammelt, welch letzterer, trotz seiner Jugend' sich gern in die Gesellschaft gereifter Männer mischte, in deren Unterhaltung er oftmals selbst ein bedeutsames Wort warf. Da sah man den feingeschnittenen Denkerkopf Marsiglio Ficinos, den einstigen Schützling Cosimos von Medici, der schon seit Jahren an der Hochschule die Vorträge über Rhetorik und Poetik hielt und dessen Schüler Lorenzo lange Zeit gewesen, ebenso wie es noch jetzt der junge Dichter Angelo Poliziano war, dessen erste litterarische Erzeugnisse der Verherrlichung der auch ihm großmütig geneigten Mediceer galten und der ausersehen war, später das von Carlo Marsuppini begonnene Werk: die Übersetzung der Ilias, weiterzuführen. Ihm gegenüber

neben Jacopo Pazzi saß Luigi Pulci, dessen bedeutendste Dichtung, Morgante Maggiore, in ihren ersten Gesängen bereits veröffentlicht, ihm allgemeine Bewunderung eingetragen. Fra Giuliano Lavaccini, aus dem nahen Siena, der mit ebensoviel Verständnis, als unermüdlichem Fleiße die berühmte Bibliothek der Mediceer stets zu vervollständigen trachtete, befand sich ebenfalls unter den bevorzugten Gästen des Hauses; zu ihm war soeben Lorenzo getreten, über neue Erwerbungen der Sammlung zu sprechen, in welchen ihn der vornehmste Vertreter unter den Buchhändlern von Florenz, Vespasiano da Bisticci, unterstützen sollte.

„Ihr müsset mir beistehen, Messer Vespasiano," wandte sich Lorenzo lebhaft an den Genannten. „Mein fleißiger Bücherkenner dort, Cristoforo Landino, der schon seit Jahren für unsere Bibliothek thätig ist, will mir nicht recht geben, wenn ich ihm sage, daß auch jene Poesien ihren Platz dort finden dürften, welche in der einfachen Sprache des Volkes, frei von allem gelehrten Beiwerke, geschrieben sind, einer unmittelbaren Empfindung natürlichen Ausdruck

leihend. Auch Fra Giuliano ist mit mir verschiedener Meinung; ihm gilt nur, was einem kleinen Kreise hochgebildeter Geister noch verständlich ist, und er blickt mit Verachtung auf dasjenige, was, im Volke entstanden, auch von jenem begriffen werden könnte."

„Wollet mich nicht mißverstehen, erlauchter Herr und Freund," fiel Fra Giuliano rasch ihm in das Wort, „es wäre thöricht, eine Sprache zu verachten, deren man sich täglich bedient und nur das zu preisen, was eine große Anzahl von Menschen nicht versteht. Doch ich meine, daß es sich der Mühe und der Kosten nicht verlohnt, mit jahrelangem Fleiße Bücher herstellen zu lassen, die so schnell vergessen sein werden, wie sie entstanden, und denen kein innerer Wert beiwohnt, sie zur Belehrung oder Erhebung unserer Mitbürger zu machen."

„Kein innerer Wert, hochwürdiger Bruder?" wiederholte Lorenzo vorwurfsvoll. „Seid Ihr in Wahrheit überzeugt von dem, was Ihr sprechet? Soll es keinen Wert besitzen, was das Eigentum eines ganzen Volkes und auch uns am meisten geläufig, wenn ein echtes Empfinden unser Herz belebt?

Was wir als ersten Laut der Mutter entgegenstammeln, was wir in heiliger Stunde der Geliebten zuflüstern, wir haben keine andere Form dafür, als sie der Niedrigstgeborene auch findet — es ist die Sprache, die Ihr nicht würdig erachtet, einen Platz in einer Sammlung einzunehmen, welche späteren Geschlechtern überliefert werden soll, als Wahrzeichen, wie man in unseren Tagen gesprochen, gedacht. Was nennt Ihr Würdigkeit in einem solchen Sinne, Fra Giuliano? Wollen wir die Würde unserer Sprache erweisen, so haben wir uns vor allem daran zu halten, ob sie jeden unserer Gedanken wie jede unserer Empfindungen mit Leichtigkeit auszudrücken vermag."*)

„Ich kann Messer Lorenzo nur beistimmen," bemerkte Vespasiano da Bisticci, „die Sprache unseres Volkes befindet sich noch gleichsam in der Kinderzeit, in dem Beginne ihrer Entwicklung. Auch sie wird ihre Blüte einst erreichen und man darf dem Erscheinen vieler trefflicher Schriften auf diesem Gebiete

---

*) Diese von Lorenzo geäußerten Ansichten finden sich in verschiedenen seiner Werke vertreten.

mit Gewißheit entgegensehen, die unseren Büchereien zur Zierde gereichen dürfen, wie alles andere, was wir bisher erhalten. Und dazu wolle Gott es geben, daß die florentinische Herrschaft unter Führung des erlauchten Hauses, welchem wir alle so viel zu danken haben, sich weiter und weiter ausbreite, ein nachahmungswertes Vorbild für alle übrigen Reiche der Welt."

Es war ein seltsames Leuchten, das über das geistvolle Antlitz des jungen Mediceers glitt, dem diese Schmeichelei galt.

„Gott wolle es lenken, so wie Ihr es sagt, werter Freund," entgegnete er ernst, „wenn wir dies auch mit Bestimmtheit nicht zu bejahen vermögen, so steht es uns wohl an, es zu hoffen und nimmermehr würde ich daran zweifeln, dieses hohe Ziel zu erreichen, so lange mir bei allem künftigen Thun der Beistand wackerer und aufopferungsfähiger Bürger gewiß ist, welche zur Größe und zum Ruhme unserer Stadt freudig beitragen. — Doch bis dies geschehe, Fra Giuliano, säumet nicht, Euren fleißigen Abschreibern Auftrag zu erteilen unsere Sprache nicht

ganz und gar zu vernachlässigen, sondern einige Werke in derselben der Bibliothek einzuverleiben."

Der gelehrte Mönch lächelte. „Es soll angeordnet werden, wie Ihr es gebietet, edler Herr," antwortete er. „Schon sind es zehn Jahre und darüber, daß fünfundvierzig Schreiber unermüdlich thätig, die Werke zu vermehren, die in der Laurentiana*) aufbewahrt werden. Ich will es einrichten, daß einer jener Arbeiter oder auch zwei, sich an das Abschreiben etlicher Werke aus der Volkssprache begeben; wollet nur bestimmen, welche Ihr besonders bevorzugen würdet."

„Ich werde eine Auswahl treffen, hochwürdiger Bruder, und dies in kürzester Frist," sagte Lorenzo, „wenn Ihr denn stets noch zögert und mit Euren Schreibern knausert, muß Euch die Erfahrung eine genügende Antwort geben. Erinnert Euch, in welcher Sprache unsere großen Meister der Dichtkunst, Dante und Petrarca, zu uns redeten, daß sie es waren, welche uns bewiesen, daß alles Gedachte und Em-

---

*) Die von Cosimo I. gestiftete Bibliothek.

pfundene in derselben einen poetisch schönen und natürlichen Ausdruck erhält. Wer Dantes göttlichen Traum liest, wird finden, daß jede, auch die ernsteste Frage, in jener Sprache mit ebensoviel Gewandtheit, als Glück, gelöst wurde, ja, Dante ist es gelungen, in jeder Abstufung des Styles den Verein dessen zu finden, was griechischen, wie lateinischen Dichtern niemals völlig gelang."

Lavaccini bewegte zustimmend sein Haupt. „Er war ein Riese im Geiste, wie ein Gottgeweihter im Herzen," sagte er, „bei ihm allein war Vollendung, was bei allen andern Stückwerk blieb."

„Und nennet neben ihm Petrarca," fuhr Lorenzo mit erhöhter Wärme fort, „in dessen Poesien sich ebensoviel Anmut, wie Ernst, ebensoviel Weiche, wie erquickende Heiterkeit begegnen und den weder Ovid, noch Tibull, weder Catull, noch Properz jemals zu erreichen vermöchten. Den dritten jenes Dreigestirnes nicht zu vergessen, der uns in Prosa über den Wert der verkannten Volkessprache belehrte!"

„Ihr meinet Boccaccio, erlauchter Herr," warf Vespasiano ein, „bei dem Erfindungsgabe mit seiner

Beredsamkeit und seiner Mannichfaltigkeit wetteifern."

„Ja, ihn meine ich," erwiderte Lorenzo, „wenn man seinen Decamerone betrachtet, mit dem unendlichen Wechsel des Stoffes, mit der Schilderung aller aus Liebe und Haß, aus Furcht und Hoffnung entspringenden Lebenslagen, mit der Darstellung unzähliger Künste und Ränke, der Charakterisierung der verschiedensten Naturen, dem Ausdrucke aller Leidenschaften, so wird man zu dem Schlusse kommen, daß zu all diesem keine andere Sprache, als die von ihm gebrauchte, fähiger gewesen wäre. Vielleicht hat es bisher an Dichtern gefehlt, die sich ihrer bedient hätten, als daß sie sich dem Stoffe oder der Behandlung spröde erzeigt."

„Daß sie sich nicht jedem spröde zeigte, beweist Euer eigenes Beispiel," sprach Vespasiano, „Eure anmutigen Sonette sind ausschließlich in derselben verfaßt."

Lorenzo errötete leicht. „O meine eigenen, unscheinbaren Dichtungen verdienen wohl kaum dort erwähnt zu werden, wo wir soeben der Zierden des

Landes gedachten. Sie sind Ergebnisse froher oder auch nur müßiger Stunden und werden ihren Erzeuger kaum überleben. Doch genug jetzt; mein Vater erteilt das Zeichen, daß man sich zur Tafel begebe; wir mögen unsern Streit in Muße dort fortsetzen, der, ich weiß es sicher, uns zu dem gleichen Ziele führen wird. Hier nahet Cristoforo Landino, der glühendste Bewunderer, den unser herrlicher Dante jemals besaß; ich freue mich, ihm zuzuhören, wenn er besser, als ich es vermag, Euch die Schönheiten der Commedia erläutern wird."*)

---

*) C. Landino wurde später hochberühmt durch seine Dantestudien.

Siebentes Kapitel.

Die Mittagssonne brütete heiß über den Gärten der Villa Careggi, als das Mahl zu seinem Ende gelangte. Es war bei Festlichkeiten, die sich über ganze Tage ausdehnten, üblich, nach der Tafel einige Stunden zu ruhen; die Gäste zerstreuten sich in die verschiedenen Gemächer, deren Kühle einen erfrischenden Gegensatz zu der drückenden Luft draußen bot; nur ein kleiner Teil der Jugend bezeigte noch Lust, das Freie aufzusuchen, um dort irgend ein leichtes Spiel zu treiben, das ebenso schnell wieder zu seinem Ende gelangte.

Selbst das Rauschen der Springbrunnen schien in der Hitze träger zu tönen, als zuvor, die Erde leiser zu atmen, während die Sonne ihr sieghaft Scepter über sie hielt.

Valeria Pazzi hatte sich mit einiger Mühe aus dem Kreise ihrer Gefährtinnen frei gemacht; sie allein war heute unfähig, Müdigkeit zu empfinden; jeder Pulsschlag ihres Herzens, jeder Atemzug der jungen Brust war freudige Erregung und ahnende Seligkeit. Der Vater hatte seine Zustimmung zu ihrer Verbindung mit dem geliebten Fremdling gegeben, sein gütig Wort hatte sie der Billigung ihrer Neigung versichert, — o, brich nicht Herz vor Wonne, ihm jetzt, dem Ersehnten, die erste Verkünderin seines Glückes werden zu dürfen! Sie hatte Ferrante während der Tafel zugeflüstert, sie an dem Brunnen der Diana, am äußersten Ende des Gartens zu treffen und er hatte, obwohl zögernd, wie es ihr erschien, sein Kommen versprochen.

Sie wußte nicht, daß ihn mit Qual erfülle, was er vor wenigen Monden noch als höchste Segnung nur zu träumen wagte: die Erwiderung seiner Liebe zu dem holdseligen jungen Wesen, dessen Lichtgestalt, wie eine himmlische Verheißung in die Nacht seines Lebens strahlte. Er kämpfte mit sich, ob er ihrem

Gebote heute gehorchen solle, — doch sie würde traurig sein, wenn er ausbliebe, vielleicht ihm zürnen und er fühlte, daß er diesen Gedanken nicht ertragen könne. Früher oder später mußte es ja doch zur Klarheit zwischen ihnen kommen.

Langsam schritt er zu dem bezeichneten Platze, — die Glut des Mittags brannte auf sein Haupt, er achtete es nicht, — glühender als jene, brannte in seinem Innern der Vorwurf, jenes angebetete, vertrauende Geschöpf getäuscht, in ihm ein Empfinden erweckt zu haben, das mit einem bitteren Schmerze enden mußte.

Valeria war bereits zur Stelle; sie eilte ihm einige Schritte entgegen.

„Wie Ihr müde und schleppend daherkommt,“ rief sie mit reizendem Schmollen, „eilt es Euch so gar nicht, mich eine Viertelstunde allein zu sprechen, von mir zu hören, was ich Euch zu sagen habe?“

Das Bewußtsein, ihm in kurzem angehören zu dürfen, gab ihr eine Sicherheit, die ihr im Verkehre mit ihm bisher fremd gewesen. Ferrante, der sie seit jener Erklärung bei dem Hochzeitsfeste nicht wieder

gesprochen, blickte einigermaßen beunruhigt in ihr strahlendes Antlitz.

„Mögt Ihr zweifeln, welches Glück es mir gewährt, in Eurer Nähe zu sein?“ erwiderte er. „Und doch weiß ich, daß ich dem holden Befehle nicht nachkommen sollte, um vor Euch und mir selbst zu bestehen.“

„O, Ferrante, seit wann seid Ihr so besonnen, so ausnehmend bedächtig geworden? Habt Ihr die Zeit so ganz vergessen, da Ihr jeden Tag ein oder mehrere Male mich zu grüßen strebtet und mich zwanget, Eurer zu gedenken, wiewohl ich nichts von Euch wußte, als daß Ihr ein Fremdling, dem ich wohlgefiel? Und jetzt, da Ihr mir gestandet, daß ich Euch teuer sei, wolltet Ihr Euch eine Entsagung auferlegen, die Eurem Herzen widerstrebt und mich tief betrübt, weil ich mir sagen muß, daß vielleicht nicht von dem Werte, wie ich es glaubte, was ich Euch mit meiner Liebe zu schenken gedachte?“

[illegible] preßte ihre Hand an seine heftig atmende Brust. „Valeria, Engel meines Lebens, habt Erbarmen,“ murmelte er, „zwinget Ihr mich nicht zu

dem Geständnisse, daß ich Euch begehre mit jedem Gedanken meines Herzens, daß nichts in mir lebt, was nicht zu Euch verlangt, daß bei Euch nur Seligkeit und Frieden für mich wohnt, und daß ich die Martern der Verdammnis leide, wenn ich ferne von Euch weile? Doch, wie ich Euch einmal schon bekannte, — es ist Wahnsinn, ja, Verbrechen, das Geschenk Eurer reinen Liebe anzunehmen, — ich bin Eurer unwert, Valeria, und ich darf mein Auge nicht zu Euch erheben, weil es Todsünde ist, Eurer zu gedenken, wie ich es thue."

Sie schüttelte ungläubig den Kopf. „Nein, nein, nein, Ihr täuschet Euch, Ferrante," sagte sie sanft, „was Ihr immer meinet, es sei angethan, von mir Euch zu trennen, — es ist nichtsbedeutend vor der größeren Macht unserer Liebe, die wohl stark genug ist, alles zu überwinden, was sich zwischen uns erheben könnte. Wollet Ihr mir es denn gar so schwer machen, hoffärtiger Mann? Muß ich Euch mit so viel Mühe das Bekenntnis von den Lippen drängen, daß Ihr Euch nicht reich genug an irdischen Gütern wähnet, um die Tochter eines Pazzi zu werben, dessen

Blutsfreunde den mittellosen Freier mit Hohnreden kränken möchten? Sehet, heute auf dem Wege hierher beichtete ich meinem Vater, — was Ihr wisset, — und er war mild und gütig zu dem thörichten Mädchen, das ihn um Euretwillen so oftmals getäuscht. Er sagte mir, daß er nichts gegen Euch einzuwenden habe, daß er Euch schätze, Euch als Sohn aufnehmen wolle, o, Ferrante — ich kann nicht mehr, — habt Ihr mir denn nichts, nicht das Geringste zu sagen?"

Sie war in selige Thränen ausbrechend auf eine Marmorbank gesunken, die unter einem breitästigen Myrtengebüsche stand. Ferrante kniete vor ihr, das Antlitz in beiden Händen verborgen. O, sterben, — jetzt nur sterben zu können, bevor das Schreckliche ausgesprochen, das er ihr eingestehen mußte, — sie mit sich hinabziehen dürfen in das Reich der Vernichtung, im Glauben an ihn, in ihrer süßen, vertrauenden Liebe, — in Küssen auf diese unberührten Lippen seine schuldbelastete Seele auszuhauchen und in seinem letzten Atemzuge ihr zuzuflüstern, daß er sie, nur sie allein auf dieser Welt geliebt.

Valeria hatte sich etwas gefaßt. „Blicket mich

an, Ferrante," sprach sie, „leset es in meinem Auge, wenn Ihr meinem Worte nicht genügend trauet, wie ich Eurer stolz und hoffnungsfreudig bin. Ist an Gold und Gut denn gar so viel gelegen, daß Ihr wirklich glauben könntet, meine Schätzung für Euch würde mit demselben steigen? Oftmals in den Monden, seit ich Euch kenne, hätte ich mir wünschen mögen, Ihr wäret der Reiche, ich das arme und geringe Mädchen und ich zweifle nicht einmal daran, daß Ihr dennoch, dennoch mich gewählt. Froh und dankbar würde ich aus Eurer Hand entgegennehmen, was das Leben schmücken darf und Euch sollte es bedrücken, mit mir zu teilen, was ich durch des Vaters Großmut dereinst besitzen soll und was ich erst schätzen lernte, seit man mir sagte, daß Ihr arm seiet?"

Ferrante erhob langsam sein Haupt; statt des Glückes, das sie in seinen Zügen zu lesen hoffte, sprach sich in denselben wildeste Verzweiflung aus.

„Valeria, Geliebteste, Deine Worte zerreißen mir das Herz," stieß er hervor, „sprich, o sprich nicht weiter, — lasse mich nicht voll und klar erkennen, welch ein Paradies ich mir durch eigene Schuld ver-

scherzt. Lasse mich den Himmel nicht erblicken, von dem ich auf ewig ausgeschlossen bin und zu dessen Pforte mich ein frevelndes Verlangen zog. Kannst Du mir vergeben, wenn ich jetzt es Dir gestehe, wie ich Dich getäuscht? Ach, auch meine tiefste Liebe für Dich, Holde, Süße, Reine, darf mich nicht entsündigen, von dem Unrecht nicht befreien, das ich an Dir, arglos Vertrauenden, beging. Als ich jenen unwürdigen Banden entfliehend, die mich zu Neapel hielten, Dich in Santa Croces Kirche zuerst erblickte, kam es wie Erleuchtung über mich, daß Du — Du allein jenes Glückessehnens Erfüllung, welches mich einst ohne Rast von Ort zu Ort getrieben, bis mich mein Verhängnis traf. Hätte ich Dich nie gesehen oder wärest Du weniger mild und erbarmend gegen mich, den Fremdling, den Einsamen, gewesen! Kannst Du mir vergeben, wenn ich auch Dein Hoffen schonungslos zu zerstören gezwungen, wenn ich Dir bekennen muß, daß diese Hand, welche die Deine niemals mehr lassen möchte, einer Andern Eigentum, — daß ich der unselige Gatte eines von mir verachteten Weibes bin?"

Der Schrei, den Valeria ausstoßen wollte, er-

starb auf ihren Lippen; sie griff mit den Händen nach ihrem Herzen, das seinen Schlag zu hemmen drohte; mühsam nach Atem ringend, sprach sie die Worte, die entsetzten, zweifelnden: „Ihr seid vermählt, — das war der Grund Eurer Zurückhaltung?“

„Ja, ich bin es,“ sagte er, noch immer zu ihren Füßen liegend, „es war dies, was mich aus meiner Heimat fliehen ließ, mich hierher führte zu Dir, die ich in mein Unglück reißen muß. Ich hätte stark und entsagend bleiben, hier wie dort entfliehen sollen, — ich vermochte es nicht; — o wende Dich nicht ab, Valeria, giebt es ein Elend, welches das meine zu erreichen fähig, wenn Du mir nicht verzeihen kannst?“

Doch der beleidigte Mädchenstolz war größer in diesem Augenblicke, als ihre Liebe zu ihm und ihr Mitleid mit seinen Qualen; außer sich, in Zorn und Scham vergehend, stieß sie ihn zurück.

„Und Ihr wagtet, mich mit Euren Huldigungen zu verfolgen, bis ich glaubte, daß es Euch daran gelegen, mich zu gewinnen?“ loderte sie auf. „Ihr triebet das Komödienspiel Eurer Liebe so weit, um

auch mich vergessen zu machen, was ich mir selbst und dem Hause schuldig bin, welchem ich entstammt?"

Er versuchte vergebens, eine ihrer Hände zu erfassen. „Ich liebte Euch, — sehet darin die einzige Sühne meines Vergehens."

Es war ihr endlich gelungen, ihn von sich zu drängen; sie sprang empor.

„Ihr triebet frevlen Mißbrauch mit mir und meiner Unerfahrenheit," rief sie verachtend, „suchet Verzeihung dort, wo Ihr gleicherweise sündigtet, bei ihr, die nähere Rechte an Euch besitzet und derer Ihr vielleicht überdrüssig waret, — wir haben einander auf dieser Erde nichts mehr zu sagen."

„Gnade, Valeria, ich beschwöre Euch, stoßet mich nicht so von Euch," flehte der unglückliche Mann, doch sie hörte ihn nicht mehr; durch den gluterfüllten Garten eilte sie davon dem Hause zu, er wagte ihr nicht zu folgen; dort, zwischen den Gebüschen schimmerte noch einmal ihr helles Kleid, dann war auch dieses verschwunden, dem Zurückgebliebenen war es, als habe sich der blendende Sommertag plötzlich in Nacht verwandelt, in der er einsam wie bisher,

zurückzubleiben verdammt, — mit seiner Reue, seiner Selbstanklage, seiner Schmach!

* * *

Valeria hatte inzwischen fliegenden Schrittes ihren Lauf dem Hause entgegen fortgesetzt; es däuchte ihr, als ob aus dem Strahlenkranze der Sonne plötzlich grell und stechend ein heftiger Schmerz sie träfe, es flimmerte vor ihren Augen, es kreiste in ihrem Kopfe, wie empörte Meereswogen, — weiter, nur weiter, — aus seiner Nähe hinweg, die sie wie der Gifthauch des Verderbens berührte, die Stimme nicht mehr hören, die sie so oft bestrickt und die ihr jene vernichtende Kunde mitgeteilt.

Die Villa war erreicht; Federigo Scandiano war der Erste, der ihr im Hausgange begegnete.

„Heilige Jungfrau,“ rief er, bei ihrem Anblicke erschreckend aus, „was ist Euch widerfahren, Valeria? Habt Ihr einen Geist gesehen?“

„Wo ist mein Vater? Rufet ihn,“ antwortete sie,

ohne seiner Frage zu achten, „ich fühle mich krank und will heim, — o, nur heim."

Sie schwankte, wie ohnmächtig, zurück und wäre zu Boden gesunken, wenn er sie nicht rechtzeitig aufgefangen hätte.

„Ihr seid in der That nicht wohl," sagte er teilnehmend, „kommt mit mir, arme Kleine, ich bringe Euch in ein ruhiges Zimmer im oberen Stockwerk und sende Giannina sofort zu Euch."

„Nein, nein, nicht sie," murmelte das Mädchen, ihr Haupt an seine Schulter sinken lassend, „ich möchte niemand, als meinen Vater haben."

Er fühlte, wie sie an allen Gliedern zitterte; rasch entschlossen hob er die leichte Gestalt empor und trug sie in eines der anstoßenden Gemächer, wo er sie auf einen Divan niederlegte.

„Ihr hättet nicht zu solcher Stunde in den Garten gehen sollen," sprach er bedauernd, „und wenn Ihr unbesonnen genug waret, es zu thun, so müßte Sagramora der Verständigere gewesen sein, den ich vor kurzem Euch folgen sah."

Sie schlug die Hände vor ihr Angesi ht. „Nennet

ihn nicht, was habe ich mit ihm zu schaffen?" rief sie in schneidendem Tone. „Um der Barmherzigkeit willen, lasset mich allein."

Federigo gehorchte; Valeria ließ die Hände erst sinken, als die Thür sich hinter ihm geschlossen. O, daß sie sich verbergen könnte, wie vor ihm, vor allen Menschen, die sie je gekannt! Sie wußte, daß man schon seit langem ihre Neigung zu dem Fremdling beobachtete, die sie so offenkundig ihm bei jedem Anlaß gezeigt. O, Schmach und Scham, wenn jene Alle es erführen, die teils aus Neugier, teils aus besseren Beweggründen ihrem Geschicke gefolgt, wer es war, dem sie ihre Liebe geschenkt, — der Gatte einer andern, ein Betrüger an ihr und den Ihren, dem es zu wohlbekannt, daß er niemals zum Weibe sie begehren könne und den vielleicht die unwürdigste Absicht geleitet, mit ihr, dem unerfahrenen Mädchen, ein leichtfertiges Spiel zu treiben.

Und sie, — sie hatte in dem falschen Wahne, daß seine Zurückhaltung nur edler Stolz zu nennen, ihm ihre Hand fast aufgedrängt, sie hatte in grenzenloser Weltunkenntnis, nur in dem Bestreben, ihn zu

beglücken, um ihn geworben, ihn einer Erhörung versichert, welche er niemals verlangt. O, daß der Boden sich öffne, sie in sich aufzunehmen, die Schmach im Tode von ihr zu wälzen, die sie sich angethan. Verzeihung flehend klangen seine Worte noch in ihren Ohren, — nein, nein, wie sie sich selbst nicht zu verzeihen fähig, so fand ihr Herz auch kein Mitleid mehr für ihn, der sie so tief gedemütigt, daß sie meinte, sich niemals wieder darüber erheben zu können.

Die Thür wurde hastig geöffnet; Jacopo Pazzi trat zu seiner Tochter. „Federigo sagte mir, daß Du Dich krank fühlest," redete er sie besorgt an, „was ist geschehen, mein Kind? Worüber hast Du zu klagen?"

Valeria mühte sich, ihrer Stimme einen ruhigeren Klang zu geben als zuvor, um nicht die furchtbare Aufregung, in der sie sich befand, dem Vater zu verraten.

„Ich ging zu raschen Schrittes durch den Garten," erwiderte sie, „die Hitze ist so drückend heute, — mir war es, als müsse ich bewußtlos werden."

Der Vater legte seine Hand auf ihre Stirn.

„Dein Kopf brennt, Deine Augen sind gerötet," sprach er, „doch dies ist nicht allein des Sonnenbrandes Schuld. Dir ist etwas widerfahren, das Du mir verbergen willst. Was ist es, meine Tochter? Der heutige Tag sollte Dir ein Tag der Freude werden, wie wir beide es hofften. Hast Du den Grafen Sagramora gesprochen, vielleicht, — wie seltsam es mir erschiene, einen Streit mit ihm gehabt?"

Sie schüttelte den Kopf. „Ich hatte keinen Streit mit ihm, ich werde niemals einen solchen mit ihm haben."

„So machtest Du ihm eine Mittheilung, daß seine Wünsche gewährt seien? Und nahm er sie nicht auf, wie Du es erwarten durftest?"

Sie warf aufschluchzend sich an ihres Vaters Brust. „Ich täuschte Dich wie mich, — es giebt kein Band, das mich an jenen Mann noch fesseln könnte; er ist für mich ein Fremder, wie er es vor einem halben Jahre war."

Jacopos Stirn zog sich in tiefe Falten. „Wie, hör' ich recht? Es war sein Wunsch nicht, als Gattin Dich zu besitzen?" rief er erzürnt. „Und er wagte

es, Dir so auffällig zu huldigen, die Blicke von ganz Florenz auf Euch beide zu lenken, um Dich endlich zu verschmähen? Der Elende, er soll mir Rede stehen, — noch ist dieser Arm stark genug, ein Schwert zu führen, meiner Tochter Ehre zu vertheidigen."

Valeria umschlang seinen Hals. „Nein nein, mein Vater, nicht ihm zürne," sagte sie beschwörend, „nur mich und meine Thorheit klage an, er selbst trägt keine, keine Schuld."

In ihrer plötzlichen Angst, der beleidigte Vater werde an Ferrante blutige Rache für die ihr zugefügte Kränkung nehmen wollen, erinnerte sie sich nicht, daß sie bereits ihn wieder zu schützen trachtete, dem sie zu verzeihen sich nicht überwunden. Jacopo schob sie leise von sich.

„Löse mir den Zwiespalt, den Deine Worte enthalten," sprach er finster. „Heute Morgen noch war es Deine gewisse Hoffnung, Dich ihm anzugeloben, wenn nur ich es erlaubte. Ich that es aus Liebe zu Dir, meinem einzigen Kinde, obgleich mir ein ehrbarer Bürgerssohn aus dieser Stadt willkommener

gewesen wäre, als jener Fremde. Jetzt aber finde ich Dich in Kummer und Thränen und ihn, den Du liebst, erklärst Du für Dich verloren. Er muß Dich tief verwundet haben, um zu solchem Schlusse zu gelangen. Vergaß er die Ehrfurcht, die er meiner Tochter schuldet? Ist er in frecher Verwegenheit Dir genaht, Dein reines Gemüt zu erschrecken und ist es dies, das Dich in solche Aufregung versetzte?"

Sie war hocherrötend zurückgetreten. „Nein, ich beginge eine schwere Schuld an ihm, wollte ich eine derartige Klage wider ihn erheben," antwortete sie etwas gefaßter. „Erlasset mir, ich flehe Euch in Ehrerbietung darum an, nur heute noch Euch mitzutheilen, was zwischen ihm und mir vorfiel und führet mich nach Hause, damit ich ruhig werde, wenn ich mich ferne von ihm weiß."

Jacopo Pazzi gab widerstrebend nach. „Die Hitze wird in einer oder zwei Stunden erst sich mindern," sagte er, „bis dahin müssen wir noch Pieros Gastfreundschaft annehmen. Ich bin überdies besorgt, daß Dir die Anstrengung des Weges noch

mehr schadet und lieber wäre es mir, Du bliebest bis zum nächsten Morgen Madonna Lucrezias Gast."

„O, nicht noch eine Nacht unter einem Dache mit ihm," rief das Mädchen verzweifelt, „tödtet mich, mein Vater, doch legt mir dieses nicht auf."

Abermals blickte der Edelmann staunend, beängstigt seine Tochter an. „Soll ich mit Sagramora reden?" fragte er kurz.

Wie ein Aufschrei kam es von Valeria's Lippen: „Nein, o nein."

Ihr Vater erkannte, daß er sie schonen müsse, aber dennoch war sein Entschluß gefaßt, auf einem andern Wege eine Erklärung dessen zu erlangen, was Valeria so tief unglücklich gemacht. Als gegen Sonnenuntergang die Sänfte vor dem Hause erschien, welche Lucrezia dem leidenden Mädchen zur Verfügung gestellt, trat Jacopo Pazzi aus dem Zimmer Lorenzos, wohin er sich kurz zuvor begeben. Der junge Medici hielt seines älteren Freundes Hand noch fest, als dieser sich schon verabschiedet hatte.

„Verlasset Euch auf mich und seid außer Sorge," sprach er herzlich, „wenn Ihr aus Rücksicht für

Valeria und in der Erwägung, es könne Euer Zorn Euch zu weit fortreißen, es vermeiden wollet, Sagramora zur Verantwortung zu ziehen, ich werde Eure Sache führen und mir — ich gebe Euch mein Ritterwort zum Pfande — wird er Rede stehen. Ihr seid uns wert als Freund und Berater, ja, auch als Anverwandter und ebenso wert ist uns Eure holde Tochter; es soll kein Schimpf sie von der Seite eines Fremden treffen, noch Euer Haus je üble Nachrede erreichen.“

„Habet Dank!“

Die Männer schieden; wenige Minuten später setzten sich die Träger der Sänfte in Bewegung, Valeria aus dem Hause zu führen, welches sie am Morgen in der Gewißheit unendlichen Glückes betreten hatte.

* * *

Es war zu später Nachtstunde, als in das Gemach Ferrante Sagramoras, in welchem dieser

ruhelos auf und nieder wandelte, ein Diener Lorenzos trat, ihn unverzüglich zu seinem Herrn zu entbieten.

Die Mehrzahl der Gäste hatte die Villa bereits verlassen, um sich nach Florenz zurückzubegeben, nur einige, von der Familie der Medicis ausdrücklich aufgefordert, sowie die zu dem engeren Gefolge gehörenden Ritter waren dort geblieben.

Lorenzo empfing den vor ihm Erscheinenden ernster und gehaltener, als es seine Art; sein Blick ruhte mit durchdringender Schärfe auf dem neapolitanischen Edelmanne.

„Ich ließ Euch zu mir rufen, Conte von Sagramora,“ begann er nach einigem Zögern, „obgleich ich voraussetzen müßte, daß Ihr nach einem Tage froher Festlichkeit gern die Ruhe suchen würdet. Seid Ihr nicht erstaunt, nicht begierig, was ich Euch zu sagen habe?“

Ferrante hatte in stolzer Fassung den prüfenden Blick seines jungen Gebieters ausgehalten.

„Ich muß annehmen, daß Ihr, erlauchter Herr, mit einem Auftrage mich betrauen wollet, der keinen Aufschub duldet,“ erwiderte er gelassen.

„Nicht das, ein anderes Anliegen bestimmt mich, zu dieser vorgerückten Stunde mit Euch zu sprechen, der Wunsch einer Aufklärung, die nur Ihr allein zu geben vermöget.“

Von neuem haftete sein Auge nachdenkend auf dem Ritter. „Als ich vor wenigen Monden Euch an meinen soeben gegründeten Hofhalt berief,“ fuhr er fort, „geschah es auf den Rat derer, die Ihr, trotz Eurer Abgeschlossenheit, als Freunde Euch gewonnen, es geschah auf die Fürsprache Messer Scandianos, der mir berichtete, daß Ihr von einem Anverwandten aus Eurer Heimat ihm empfohlen seiet. Ich vernahm ferner, daß Euch die Mittel fehlten, Eurem Stande gemäß in Florenz aufzutreten und dachte durch die Stellung, die ich Euch übertrug, dieselben Euch zu gewähren, sowie Euch den Zugang zu den ersten Häusern dieser Stadt zu eröffnen. Sagt mir, ob ich mit solchem Euch mir zu Dank verpflichtet, ob nicht?“

„Ihr habt es, gnädiger Herr,“ antwortete Ferrante, „ich schulde Eurer Großmut mehr, als irgend einem andern Menschen in der Welt.“

„Doch wenn Ihr dieses anerkennet, setzt es mich in Erstaunen, daß Ihr von dem Vertrauen, welches ich und mit mir viele Euch entgegenbrachten, einen so üblen Gebrauch machtet. Was kam Euch in den Sinn, Ihr, der in allen anderen Fällen Ritterlichkeit bewieset, ein edles Haus zu beschimpfen, in welchem man Euch gastlich aufgenommen, und dort zu kränken, wo Ihr tiefste Ehrfurcht darzubringen hättet?"

Graf Sagramora senkte das Haupt. „Wollet das Haus mir nennen, an welchem ich mich so schwer vergangen," sagte er düster.

„Es ist das Haus Jacopo Pazzis, von welchem ich spreche," versetzte Lorenzo mit Nachdruck. „Der Vater eines Mädchens, das Ihr mit offener Werbung auszeichnetet und dessen Gegenneigung ganz Florenz bereits mutmaßt, kam zu mir, Euch anzuklagen, daß Ihr seine Tochter in ungebührlicher Weise beleidigt haben müßtet und da sie jede Auskunft über das Geschehene verweigert, verlange ich sie von Euch, als Euer Fürst und Herr, als Mann vom Manne. Seid Ihr ein Feigling nicht, — nicht ein Verräter, der unser aller Gunst unwürdig sich erwiesen, werdet Ihr

mir zur Stelle sagen, was zwischen Euch und Valeria Pazzi vorgegangen."

Des Ritters dunkles Angesicht übergoß eine Blutwelle; es kostete ihm sichtliche Ueberwindung, dem Gebote nachzukommen.

„Ew. Magnificenz ist seit kurzem mein Gebieter," erwiderte er endlich, „Ihr habt ein Recht mir zu befehlen, wo ein Anderer sich dem freigeborenen Edelmanne kaum mit einer Frage nahen dürfte, aber dennoch fällt es mir schwer, Euch mitzuteilen, was Ihr von mir begehret."

„Es mag Euch schwer fallen, ich hege keinen Zweifel, Euch möglicherweise selbst anzuschuldigen, daß Ihr nicht handeltet, wie es ein Mann von Ehre sollte," sprach Lorenzo, „erinnert Euch jedoch, daß nicht Ihr allein bei diesem Anlasse leidet. Jenes Mädchen, das Ihr glauben machtet, Ihr liebtet sie, verließ dieses Haus mit halbgebrochenem Herzen."

Ferrante bedeckte die Augen mit der Hand. „Valeria!" sagte er halblaut vor sich hin. „Könnte ich mit der Opferung meines Lebens ihren Frieden

zurückerkaufen, wie freudig gäbe ich es noch in dieser Stunde dahin."

„So war es nicht Verschmähung Eurerseits, die sie so tief verwundete? Ihr liebt sie, ich lese es aus jeder Eurer Mienen; was hindert Euch, ihre und Eure eigenen Wünsche zu erfüllen, sie zu Eurer Gattin zu machen? Seid Ihr — ich wage kaum es anzunehmen — seid Ihr nicht mehr frei, durch Euer Wort, durch Eure Pflicht an eine Andere gebunden?"

Ferrante machte ein Zeichen der Bejahung. „Es ist so, wie Ihr sagt, erlauchter Herr."

„Ist es möglich?" rief Lorenzo. „Und während daheim vielleicht ein Weib oder eine Verlobte Eurer sehnsüchtig harret, bethört Ihr fern von ihr ein edle hochgeborne Jungfrau, um dort wie hier treulos zu werden?"

„Hört mich, bevor Ihr richtet," entgegnete Ferrante gefaßt, „Verhängnis kann zuweilen sein, was wir geneigt, eine Schuld zu nennen, und wand das Schicksal, ohne unser Wollen, eine schwere Fessel um uns, wem von uns wohnt die Heldenstärke inne, der Versuchung zu allen Stunden zu widerstehen, sie von

uns zu schütteln oder ihren schmerzenden Druck für eine kurze Zeit zu vergessen? — Aus eigener Kraft uns unser Glück zu gründen, nach eigener Wahl das Herz dahinzugeben an ein Wesen, in welchem unser Sehnen, unser Träumen Gestalt gewonnen? — Vielleicht vermag ich bei Ew. Magnificenz mit solchen Empfindungen kein Verständnis zu erwecken, vielleicht traf Eure Wahl mit Eures Herzens geheimsten Wünschen überein; der Glückliche hat ja nur in vereinzelten Fällen eine klare Vorstellung von dem, was in der Seele des minder Begünstigten an Bitterkeit, an Groll, an ungestilltem Verlangen schlummert, sowie der Reiche niemals ganz das Elend des Bettlers zu fassen vermag, der ihm an seinem Wege entgegentritt; doch Dank schon haben wir zu zollen, wenn wir um unserer Verfehlung willen nicht verdammt werden, wenn uns von einem, trotz seiner Jugend frühgereiften Geiste, gleich dem Euren, ein Rest des Mitleidens geschenkt wird, das Ihr anderen, Würdigeren vor uns vorausgegeben."

Die Stirn Lorenzos hatte sich entwölkt; er wandte sich halb ab. Ahnte Ferrante es, daß sein

eigenes Geschick dem seines Kavaliers nicht so ganz ungleich, daß neben der ihm noch so fremden Erscheinung der ihm zuerteilten Gattin beständig eine andere, ihm teuerere auftauchte, einst sein Entzücken, wie sie jetzt seine Qual zu werden drohte, und daß er mit dem widerstrebenden Herzen kämpfte, Tag und Nacht, als einzige Schutzwehr nur seinen Stolz neben sich, des Namens eines Mediceers würdig zu bleiben, zum Treulosen nicht an dem gegebenen Worte zu werden? Er machte einige Gänge im Zimmer auf und nieder; als er wieder an seinen Platz zurückkehrte, schob er mit einer raschen Bewegung die Kerzen auf dem Tische hinweg; es war, als scheue er sich, dem Ritter den Ausdruck seiner Züge zu zeigen.

„Ihr irret, Sagramora,“ sprach er mit einiger Anstrengung, „wenn Ihr meinet, daß ich Euch nicht begreife, doch, wollten wir einem aufgedrungenen Schicksale Trotz bietend, uns nachgeben in allem, was uns besser dünkt, uns größere Bürgschaft eines Glückes giebt als jenes, so handelten wir nicht nur als Meineidige an unserer Pflicht, nein, mehr noch, unwürdig an uns selbst, an dem, was unser Halt in allen

Stürmen unseres Lebens und auch in härtester Prüfung ein Trost zu sein bestimmt ist."

„Zum Trost, erlauchter Herr, mag es gereichen, ich gebe es willig zu, von dem Vorwurfe sich frei zu halten, unsere Pflicht verletzt zu haben, doch muß die Pflicht, die wir auf uns genommen, auch eine wirkliche sein, durch frevlen Betrug nicht von uns erzwungen, vielmehr als Gegengabe uns die Erfüllung der nämlichen Pflicht dargebracht werden."

„Ihr habt Recht; wir sind von einer Übertretung weiter entfernt, wenn wir zu achten uns gedrungen fühlen, wo wir nicht lieben können und wenn uns Treue, Aufopferung und wahre Neigung sichtbar umgeben. — Verstehe ich Euch ganz, so war Eure Wahl die denkbar unglücklichste und nicht nur Abneigung entfernte Euch von dem Gegenstande derselben. Wollet Ihr jetzt, da Ihr sehet, daß ich Euer Vertrauen zu schätzen weiß, mir nicht Näheres mitteilen?

„Ich will es, gnädiger Herr, denn meine Geschichte ist kurz und einfach."

Er folgte einem Winke von Lorenzos Hand, den Sessel ihm gegenüber einzunehmen:

„Ew. Magnificenz ist es vielleicht bekannt, daß meine Familie altneapolitanischen Ursprungs ist,“ begann der Graf, „in früheren Jahrhunderten bereits in Kriegsdiensten erprobt, die sie den Herrschergeschlechtern geleistet und bis vor geringer Zeit in hohem Ansehen bei dem Könige und seinem Sohne, dem Herzog von Calabrien. Eine frühe Freundschaft verband unser Haus mit den, dem Hofe ebenfalls nahestehenden Cinellis, deren einzige Tochter seit drei Jahren meine Gattin genannt wird. Wir waren von unserer Kinderzeit an für einander bestimmt, und obwohl Bianca, im Kloster erzogen, selten mit mir verkehrte, hatte ich mich ohne Widerstreben dem Willen der Unsern gefügt. Es änderte sich auch nichts in unseren Beziehungen, welche die kältesten von der Welt geblieben, als meine Verlobte aus dem Kloster zu den Ihren heimkehrte und an den Hof geführt wurde, wo sie um ihrer überraschenden Schönheit willen schnell einen hervorragenden Platz unter den am meisten Gefeierten einnahm. Ich begann meiner Braut stolz zu werden und wie begreiflich diente dies dazu, meinem Gefühle für sie

eine größere Wärme zu geben. Mich befremdete die ablehnende Art, in welcher Bianca meine Annäherung aufnahm; ich dachte nicht darüber nach, weil ich voraussetzte, daß dies vielleicht in ihrem Charakter begründet sei und sich verlieren werde, sobald wir uns erst angehörten."

Der Zeitpunkt unserer Hochzeit nahte heran; wir standen fremd und kühl einander gegenüber, kaum mochte ich mir klar werden, ob ich meine Braut liebe, ob nicht. Ungeduldig und leidenschaftlich erregt, wenn sie ferne war, fühlte ich mich in ihrer Gegenwart stets wieder durch ihr seltsames Wesen abgestoßen. Es war zwei Tage vor der Vermählung, die Vorbereitungen dazu nahmen im Elternhause Biancas alle Hände in Anspruch und so hatte sie mich gebeten, meine Besuche bis zu dem Hochzeitstage selbst einzustellen. Ich versprach, wiewohl verletzt, daß sie niemals den Wunsch hatte, mich zu sehen, Gehorsam. Das Brautgeschenk, ein Meisterwerk sicilianischer Goldschmiedekunst, langte an und in meiner Ungeduld, die Freude Biancas darüber zu sehen, beschloß ich, mein Wort zu brechen und sie in

der Abendstunde mit der Gabe zu überraschen. Um sicher zu meinem Ziele zu kommen, wählte ich den Weg durch den Garten, auf welchen auch Biancas Zimmer hinausging; die Dämmerung begünstigte mein Vorhaben. Niemand von der Dienerschaft trat mir in den Weg, von niemandem gesehen, kam ich bis an die Thür, welche zu den Gemächern meiner Braut führte. Dort erst erblickte mich die Kammerfrau derselben, die im Vorzimmer saß. Ihr Erschrecken, ihre unwillkürliche Bewegung, mein Weiterschreiten zu hindern, hätte mich sofort mit Argwohn erfüllen müssen, wenn ein solcher bisher in meiner Seele Raum gefunden. Ich erklärte ihr in kurzen Worten den Zweck meines Erscheinens, sie wich nicht von der Thür, vor welche sie sich gestellt.

„Ihr könnet Madonna Bianca jetzt nicht sprechen," beteuerte sie, „die Herrin ist unpäßlich."

Ihre Verwirrung belehrte mich, daß dies eine Lüge sein müsse, trotz ihres Widerstandes schob ich sie zur Seite, das Zimmer durcheilend, welches sie verteidigt hatte, erreichte ich das nächste, — die halbverhüllte Lampe, welche von der Decke niederhing,

zeigte mir das Weib, welches in wenigen Tagen das meine werden sollte, in den Armen eines andern.

Ich weiß kaum, was in den folgenden Minuten geschah, noch was ich gethan, gesprochen, ich erinnere mich, daß Bianca sich schützend vor den Mann warf, den ich im Begriffe gewesen, mit meinem Dolche zu durchbohren und daß ihre Stimme mich mit den Worten zur Besinnung rief: „Zurück, Ferrante, es ist Dein künftiger Herr und König, den Du morden willst.“

Es war so, — der Geliebte meiner Verlobten war Alfonso, Herzog von Calabrien.“

Der Ritter machte eine Pause; seine Hand hatte sich in der Erinnerung an die ihm widerfahrene Schmach geballt; Lorenzo schaute zweifelnd, ungewiß zu ihm hinüber.

„Wie war es möglich, daß Ihr nach dieser Entdeckung jenes Mädchen zu Eurer Gattin erhobet?“ fragte er.

„Ich hatte nicht die Absicht, es zu thun,“ entgegnete Sagramora bitter, „die Verhältnisse waren jedoch mächtiger, als ich. Den Sohn des Königs

durfte meine Rache nicht ereilen, selbst wenn es mir in diesem Augenblicke gleichgültig gewesen wäre, welches mein ferneres Schicksal sein mochte. Ich warf den Ring, den ich von Bianca empfangen, ihr zu Füßen und ging zu ihren Eltern, Genugthuung für den geübten Verrat zu begehren. Ob sie darum gewußt, ob nicht, sie flehten mich an, der Tochter Schande nicht öffentlich bekennen zu müssen, und die Vermählung zu vollziehen. Meine heftige Weigerung brachte bei dem Vater Biancas endlich eine Wirkung hervor, die ich nicht erwartet hatte. — Mir war es nie bekannt gewesen, daß meines Hauses Güter durch meinen Vater, dem Freunde seiner Jugend, seit geraumer Zeit verpfändet waren und daß die Mitgift Biancas dazu dienen sollte, dieselben zu entlasten, — daher, trotz ihrer sichtlichen Abneigung gegen mich, die Übereinkunft unserer Eltern uns miteinander zu verbinden. — Die Drohungen, die der um seine Ehre besorgte Mann ausstieß, mußten mich zum Nachdenken, zur Überlegung zurückführen, ich zwang mich, ihm bis zum folgenden Tage Bedenkzeit zuzugestehen. Doch während ich mit mir rang

und kämpfte, wie es möglich sei, ohne dieses mir furchtbare Opfer von meiner Eltern, meiner Geschwister Häuptern Not und Elend zu wenden, war auch mein Nebenbuhler, Prinz Alfonso, nicht unthätig gewesen. Des Königs Befehl erreichte mich noch selbigen Tages, Bianca Cinelli zu heiraten, oder mit meinem ganzen Hause in die Verbannung zu ziehen. Vierundzwanzig Stunden später war ich der angetraute Gatte eines entehrten Weibes geworden, — meiner Eltern Besitz, meiner Brüder Los waren gesichert."

Abermals schwieg Ferrante; Lorenzo de Medici drückte seine Hand.

„Das Opfer, das Ihr Eurer Kindes= Eurer Bruderliebe brachtet, lastet schwer auf Euch," sagte er ernst, „zu schwer fast, als daß es Gottes Wille sein sollte, Euch deshalb für alle fernere Zeit auf irdisch Glück verzichten zu lassen. Und jenem unglückseligen Banne zu entfliehen, verließet Ihr Eure Heimat, um endlich in meine Dienste zu treten?"

„Ja, erlauchter Herr. Ich vermochte nur geringe Zeit die Pein zu tragen, die für mich in dem

erwähnten Bündnisse lag; war es mir doch, als müsse es ein jeder in meinem Antlitz lesen, daß ich nur den Deckmantel herlieh für das, was sich den Augen anderer zu verbergen trachtete. Die Welt erriet es auch zu bald, daß zwischen mir und der, die meinen Namen trug, keine Gemeinschaft herrschte. Und mir war es, als müsse das Bewußtsein mich zu Boden drücken, meine Mannesehre befleckt und preisgegeben zu haben. So verließ ich Neapel, in fremde Länder zu gehen, wo mich Niemand kannte. Von meinem Besitze oder vielmehr dem Reichtum Biancas konnte ich mich nicht überwinden, nur das Geringste mitzunehmen; das Gold, welches mir zu Teil geworden, schien in meinen Händen zu brennen, denn es war der Preis, um welchen ich mich verkauft. Ich erbat von meinem Vater mir einige Juwelen, die unserer Familie angehörten und mit dem Erlös derselben gelang es mir, mein Leben zu fristen, bis sich ein Dienst bei Euch für mich gefunden. Hierher nach Florenz war ich anfangs nur vorübergehend gekommen, da mich die Absicht leitete, bei Galeazzo Sforzas Heere einzutreten. — Ihr wisset, mein Gebieter, was

mich hier gehalten, — die Augen jenes holdseligen Geschöpfes, dem ich heute seinen teuersten Traum zerstören mußte. Wollet Ihr noch mich verurteilen, daß ich nicht rechtzeitig entfloh, ehe ich dem geliebtesten Wesen diesen Schmerz zufügte?“

„Ich sollte es, Sagramora, und doch vermag ich es nicht, denn ich begreife Euer Empfinden mehr, als Ihr es voraussetzet. Aber wenn ich Euch von einer Schuld anch freizusprechen geneigt bin, die nur zu einem geringen Teile die Eure, so habe ich trotzdem die Frage an Euch zu richten: was gedenket Ihr mit Bezug auf Valeria Pazzi jetzt zu thun? Es ist doch offenbar zu einer Erklärung zwischen Euch gekommen?“

„Ich habe ihr bekannt, daß ich vermählt sei, ohne ihrem reinen Gemüte die näheren Umstände enthüllen zu können. Ihr Zorn ließ mich nicht dazu gelangen, selbst wenn ich es gewollt und ich begriff sie nur zu wohl darin. — Hätte ich die Kraft besessen, der bestrickenden Lockung zu widerstehen, die mir aus ihren Blicken, ihren Worten sprach! Es war unmöglich! Ich fühlte sie mein eigen, als ich

zuerst sie im Gebete versunken neben mir knieen sah, mir war es, als müßten wir auf einem fernen Sterne uns bereits gekannt, geliebt haben, als hätte das Geschick uns irdische Gestalt gewinnen lassen, damit wir uns aus tausenden von Erschaffenen wiederfänden. Und ob mir keine, keine Hoffnung gegenwärtig bliebe, ob sie sich auch von mir gewandt, ich will nicht aufhören an dem Glauben festzuhalten, daß es Gott noch lenken wird, uns eine Vereinigung zu gewähren, welche wir Beide, wie die Zuversicht der Seligkeit, ersehnen."

„Doch meinet Ihr, daß Jacopo Pazzi, selbst wenn er wüßte, was ich heute erfuhr, Euch seine Verzeihung schenken, daß er die Tochter Euch bewahren würde, bis eine glückliche Wendung Euch von jener Fessel befreite? Ja, könntet Ihr überhaupt es wünschen, daß Valerias Vater die Geschichte Eurer Vermählung erführe?"

„Ich stelle es Eurem Ermessen, gnädiger Herr, und dem Valerias anheim, von der Ihr mir sagtet, daß sie bisher über die ihr gemachte Mitteilung geschwiegen. Ich weiß, daß in den Augen Messer

Pazzis auch das Euch Anvertraute mich nicht entsühnen, weit eher mir den herben Vorwurf zuziehen wird, dasselbe so lange verhehlt zu haben."

Lorenzo dachte einige Minuten nach. „Ist es nicht Valerias ausdrücklicher Wille, daß ihr Vater das Vergangene erfahre, so ist es wohl geeigneter, ihm dasselbe noch vorzuenthalten," sagte er endlich. „Seid meiner Gunst, wie meines Schutzes jedoch versichert, auch wenn Jacopo seinem Grolle stärkeren Nachdruck verleihen wollte. Vielleicht gelingt es uns dennoch, ein Mittel zu entdecken, das Euch aus einer Knechtschaft löst, in welche Euch eine unglückliche Verkettung von Umständen geschlagen."

Ferrante küßte des fürstlichen Jünglings Hand. „So wollet Ihr mich behalten, mein teurer, junger Gebieter, mich nicht von Eurem Angesicht, von Eurem Hofe verbannen?"

„Nein, Sagramora, vor der Hand noch nicht," lächelte Lorenzo, „denn Ihr seid mir in der kurzen Zeit, daß ihr mir dientet, lieb und wert geworden. Um Euch jedoch dem Zorne der Pazzis zu entziehen, werde ich Euch in meines Vaters Auftrage mit einer

Botschaft an den Grafen von Montefeltro senden, wo Ihr einige Zeit unsere Angelegenheiten führen möget. Auch für die Kleine ist es besser, Ihr verlasset für mehrere Monate Florenz, damit sie sich selbst wiederfinde und Eure Gegenwart in ihr nicht Schmerz noch Beschämung erwecke."

Ende des ersten Bandes.

Berliner Buchdruckerei-Actien-Gesellschaft
Setzerinnenschule des Lette-Vereins.

Am Hofe Lorenzos

Bd.: 1

(1891)

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11673768-2